

# Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. & Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

Ein Klauisch war über sie gekommen. Hier in Berlin hatte man nun endlich das Leben im großen Zuge. Wie sie nach der langen Zeit der Stille diese neue Welt genoß!

„Also — keine Fluchtgedanken mehr?“ fragte Doktor Gernot lächelnd seine Tochter.

Sabine schüttelte den Kopf fast heftig. Sie schämte sich jetzt der sentimental-negung bei ihrer Ankunft. Gewiß, ihre Trauer um die Mutter war noch eben so tief wie vor Jahr und Tag. Aber ihrer anfänglichen Abneigung gegen die Großstadt hatte doch auch ein gut Teil provinzieller Befangenheit zugrunde gelegen. Mit den wachsenden und sich mehrenden Erfolgen in den Salons von Berlin W. war der weibliche Stolz in ihr erwacht — und der Lebenshunger.

Der Wagen rollte vom Kurfürstendamm ins Geheimratsviertel zurück; den Schluß der heutigen Tour bildeten dann ein paar Besuche am Pariser Platz und in den Staatsdienstwohnungen der Wilhelmstraße. Es blieb fast nirgends beim bloßen Kartenabwerfen: überall brannte man ja darauf, den ehemaligen Oberlandesgerichtspräsidenten, der durch die politisch bedeutsamen Umstände seiner Demission und seiner Wahl

in den Reichstag so rasch populär geworden war, persönlich kennen zu lernen. Bezeichnend für den neuen Kurs des Staatschiffes war es, daß das Interesse für den mutigen Abgeordneten

auch in den obersten Beamtentreisen offen und furchtlos bekundet werden durfte. Aber Sabinens heimlicher Triumph blieb es dabei doch: die eigentliche Sensation dieser Empfänge bildete gewöhnlich nicht ihr berühmter Papa, sondern sie. In dem unvergeßlichen Viertelstündchen, das sie im Salon der bezaubernd lebenswürdigen Gattin des Reichskanzlers hatte erleben dürfen, war sie wohl das glücklichste Menschenkind von ganz Berlin gewesen.

Auch die Exzellenz von Wjshnewski ließ bitten. Sabine kannte die alte Dame von ihrem einzigen Berliner Besuch her: als sie vor drei Jahren die Hochzeit ihrer damals achtzehnjährigen Pensionsfreundin Verte von Wjshnewski mitgemacht hatte.

Unterwegs und auf der Treppe orientierte sich Doktor Gernot gewöhnlich noch rasch bei seiner Tochter über die Herrschaften, die auf der Liste standen, oder er gab ihr mit ein paar meist humoristischen Stichwörtern selbst einige Aufklärungen. Es hatte sich dabei eine Art Zele-



Liebelein.

Gemälde von Otto Kirberg.

grammstil herausgebildet, der sie beide belustigte. „Wyschnewski — Mat erster Klasse — Gattin geborene Dulein,“ sagte Doktor Gernot. „Stimmt's?“

„Stimmt. Und Tochter Berte unmenſchlich glücklich verheiratet — junge Mutter — zwei Prachtbuben — der junge Herr Papa Legationsrat, Madrid.“

„Name?“

„Von Tielehorst-Trenklin.“

„Behalt' ich doch nicht.“

„Ist auch kaum nötig. Zum Sprechen kommt man überhaupt nicht, das besorgt die Erzellenz ganz allein.“

Sie lachten beide kurz auf. Gleich darauf traten sie in das vom Diener mit einer feierlichen Verbeugung geöffnete Empfangszimmer.

Es war noch mehr Besuch da. Das hielt die alte Erzellenz aber nicht ab, Sabine, als die ihr die Hand küssen wollte, mit wortreicher Herzlichkeit zu umarmen.

„Mein liebes, liebes Fräulein Sabine! Nein, lassen Sie sich doch ansehen — Sie sind ja bildhübsch geworden, aber bildhübsch — und meine Berte schon Mama, zweimal Mama, ist es nicht schrecklich? Ich freue mich natürlich furchtbar. Hat sie Ihnen geschrieben, daß sie wahrscheinlich noch dieses Frühjahr herberjeht werden? — Herzlich willkommen in Berlin, Herr Präsident! Mein Mann wird unendlich bedauern, er ist bei Graf Rederen auf Jagd. Lassen Sie sich bekannt machen, bitte. Herr Doktor Gernot, Oberlandesgerichtspräsident —“

„Nicht mehr, Erzellenz, ich bin ja ausgeschieden aus dem Staatsdienst.“

„O richtig. Sie müssen mir viel erzählen, mein Mann hat sich sehr dafür interessiert. Also — das Fräulein Tochter. Sie gestatten, liebste Baronin . . .“

Es kam außer der Erzellenz zunächst wirklich niemand zu Wort. Im Vorstellen hatte die Erzellenz eine erstaunliche Gewandtheit: es ging so rasch, daß keiner der Namen, die sie nannte, zu verstehen war. Ihr Verkehr schien sehr ausgedehnt zu sein; sie galt im Berliner Westen für eine der tätigsten Veranstalterinnen von Wohlthätigkeitsstees, Bafaren und Festvorstellungen. Natürlich ward auch Sabine Gernot alsbald verpflichtet, auf einer dieser Unternehmungen mitzuwirken.

„Am Sonnabend ist das Flottenfest. Frau von Loffen braucht noch dringend eine Hilfe am Büfett. Wie wär's, liebes Fräulein Gernot?“ Die Erzellenz ließ ihren Blick rasch über Sabinens elegante Besuchstoilette von taubengrauem Tuch schweifen. „Denn Sie trauern doch nicht mehr? Mit Ihrer Frau Tante kam das so unerwartet, nicht wahr? Es hat mir unendlich leid getan. — Das war wohl mit ein Grund, Herr Präsident, daß Sie Ihr Fräulein Tochter mitgebracht haben?“

„Gewiß, Erzellenz. Erst der Kummer um ihre arme Mama — und kaum daß man das unheimliche Schwarz überwunden hatte, der neue Trauerfall mit meiner Schwägerin. Sie käme mir sonst ja um ihre schönsten Jahre, die Kleine.“

„Fräulein Sabine ist geradezu eine blendende Schönheit geworden!“

Nun mischte sich eine feine, überaus graziose Blondine ins Gespräch. Sie hatte einen forschenden Ton, etwas Offiziersmäßiges, was zu ihrer sezeſſionistischen Erscheinung im ganzen nicht so recht passen wollte.

„Wär's nicht eine Verjündigung, Erzellenz, wenn man das gnädige Fräulein auf dem Basar ans Büfett stellen wollte?“ Sie tauschte mit ihrem hübschen jungen Gegenüber einen lustigen Blick aus, der Sabine sofort für sie einnahm. „Wenn ich mitbestimmen dürfte, bekäme das gnädige Fräulein etwas Amüsantes.“

„Aber natürlich, amüsieren sollen Sie sich auf alle Fälle!“ fiel die Erzellenz ein, Sabinens Hand pätschelnd. „Es ist bloß nichts anderes mehr frei.“

„Dann überlasse ich Ihnen meine Sektbude. Sie wollen doch gewiß auch tanzen, nicht wahr? Nun also, und ich tanze längst nicht mehr.“

Die Erzellenz schalt lachend über die Jugend von heute, auch ein paar Herren protestierten lebhaft dagegen, daß die auffallend hübsche Sektbudeninhaberin des Flottenfestes dem Tanz abschwören wollte.

Man einigte sich schließlich dahin, daß die beiden Damen das Sektzelt gemeinsam verwalten sollten; und es kam zwischen ihnen zu einer Erörterung der Farben, die sie an dem Abend tragen würden und die miteinander harmonieren mußten. Inzwischen sah Doktor Gernot die Blondine, die seine Tochter sofort so liebenswürdig protegierte, etwas verwundert und prüfend an. In der lustigen Debatte, die sich übers Tanzen entspann, ward sie mehrfach „Frau Baronin“ angeredet. Er hatte sie für ein blutjunges Ding gehalten, jedenfalls nicht für älter als Sabine.

„Gewiß sind Sie eine Schulfreundin des Haustöchterchens gewesen, meine Gnädigste?“ fragte er sie hernach, eine Anknüpfung suchend.

Diese lachte hell auf. „Bitte, bitte, fragen Sie um Himmelswillen nicht weiter in dieser Richtung. Denn wenn ich Ihnen beichten muß, mit welchem Jahrgang ich die Eins-A verlassen habe, erstarren Sie a tempo vor Ehrfurcht. Ich bin steinalt. Uralte. Fünfundzwanzig gewesen.“

„Das ist allerdings furchtbar,“ scherzte er, auf ihren Ton eingehend; „besonders in den Augen eines Achtundvierzigers.“

Sie nickte in drollig wirkender Resignation. „Wer hilft mir jezt aus der Patsche? Es müßte einem schon etwas übermächtigend Geistreiches einfallen, um sich da noch herauszuwinden.“

„Versuchen müssen Sie's nun schon.“

„Hm. Schwer ist es. Denn wenn ich Ihnen das Kompliment mache, daß ich Sie zuerst für den Gatten Ihrer Tochter gehalten habe, dann glauben Sie mir's ja doch nicht. Oder?“

„Es ist kein Kompliment übertrieben genug, als daß ein Mann es nicht glaubte.“

„Soll heißen: eine Frau?“

„Bewahre. Wir Männer sind ja noch viel schlimmer.“

„Das Gefährliche ist nur, daß Sie's eingestehen.“

„Gefährlich für wen?“

„Fragezeichen, Ausrufungszeichen, Gedankenstrich!“

Die Erzellenz war immer etwas eifersüchtig, wenn irgendwo sich zwei gut unterhielten, ohne daß sie dabei war. Das hübsch eingefädelte Geplauder zwischen den beiden kam also rasch ins Stocken. Aber sie musterten einander während des folgenden um so interessierter. In dem pilanten Gesicht der jungen Baronin stand ein Urteil über ihn. Das lautete zweifellos: charmant! Und Doktor Gernot gab seiner Tochter einen verstohlenen Augenwink — den sein Gegenüber aber aufzufangen konnte — der ungefähr besagte: die ist ja allerliebt!

Neuer Besuch ward gemeldet, die Mehrzahl der Anwesenden erhob sich. Verbeugungen, Handküsse, Händeschütteln, Hadenzusammenschlagen und allerhand Gemurmel. Aber Sabine und ihr Papa wurden von der Hausfrau noch zurückgehalten, obwohl nun wieder aufs neue eine wortreiche Begrüßung losging. So erbat sich denn Sabine von der jungen Frau, mit der sie das Sektzelt teilen sollte, noch einige Auskunft über das Fest und die Toilettenfrage.

„Am besten, Sie besuchen mich, gnädiges Fräulein. Wollen Sie? Dann schwagen wir darüber. Meine Adresse ist Viktoria-Luisen-Platz 4B, Freifrau von Gamp. — Sie sind erst kürzlich nach Berlin übergesiedelt?“

„Übergesiedelt noch gar nicht. Unsere Möbel stehen auf dem Speicher. Papa wollte erst sehen, ob ich mich hier einlebe.“

„Das werden Sie doch?“

„Ja — jezt hoffe ich's.“

„Ich mußte Sie vorhin immerzu angucken. Sein Sie mir nicht böse. Ihr Herr Papa und Sie — ganz famos, wie Sie so eintraten.“

„Papa ist ja viel — wie soll ich sagen — viel bedeutender. Ach, man kann das gar nicht vergleichen.“ Sie hob die

behandelschukten Hände zu den Wangen. „O Gott, ich glaube, ich bin ganz rot geworden.“

Doktor Gernot war groß und schlank. Sein militärisch kurzes, am Scheitel etwas dünnes Haar war fast weiß, der Schnurrbart noch dunkel. Die gesunde rote Gesichtsfarbe, die ziemlich große Nase, die gute Haltung und prägnante Rede-weise verliehen ihm etwas Feudales. Aber seine großen, dunkelblauen Gelehrtenaugen und die mächtigen, den Denker verratenden Stirnbüchel, auf denen die starken, fast schwarzen Brauen standen, vertrugen sich nicht mit dem landjunckerlichen Eindruck. Sabine hatte Höhe und Schlankheit der Gestalt vom Vater, aber den feinen, vornehmen Typ ihrer Mutter. Frau von Gamp meinte: wenn Fräulein Gernot einen Florentiner Strohhut aufsetzte, so müßte sie aussehen wie aus einem Bild von Gainsborough herausgeschnitten.

Endlich kamen sie los — zugleich mit der Freifrau von Gamp, mit der sie dann auf der einem mächtigen Salon gleichenden Diele und auf dem Weg über die Treppe im Gespräch blieben. „Übrigens noch das eine,“ sagte sie, auf den Besuch zurückkommend, den Sabine ihr versprochen hatte, „eine feierliche Visite soll es natürlich nicht sein. Melken Sie sich telefonisch an. Ja? Oder wir treffen uns. Reiten Sie?“

Sabine wechselte einen Blick mit ihrem Vater und lächelte. „Versprochen ist mir's schon seit Jahren, daß ich's lernen soll.“ „Es hat sich bisher nie so recht arrangieren wollen,“ sagte Gernot. „Zuerst kam die Trauer dazwischen — ich selbst hab' seit meiner Referenzzeit nicht mehr im Sattel gesessen — und hier in Berlin nun gar. Jede meiner Stunden ist besetzt. Und schließlich kam eine junge Dame doch nicht ohne den üblichen Elefanten ausreiten — falls das Bild nicht zu gewagt ist. Auf Pferdekauf, Stallung ufw. hab ich mich für diesen Winter natürlich auch nicht präpariert.“

Die Baronin von Gamp lächelte. „Papa ist der Leiter des Tiergartentattersfalls — da hätten Sie's also bequem, Pferde zu bekommen. Und auch die dazu erforderlichen Elefanten: verständige Reitlehrer, Reitgesellschaft und was Sie wollen.“

„Väterchen — das wäre doch himmlisch!“

„Sagen Sie aber um Himmelswillen nicht weiter, daß ich auf dem Jour der guten Erzellenz für Papas Tattersfall Kunden geangelt habe,“ sagte sie in leicht parodistischer Angst.

„Sie sind allerliebste, gnädigste Baronin!“ schmeichelte Sabine, offenbar selig, daß ein lange von ihr gehegter Wunsch der Erfüllung nahe war. „Wann gehen wir hin, Väterchen?“

„Kommen Sie, wenn Papa dort ist, er wird Ihnen dann sicher selbst die Honneurs machen. Sie müssen ihn nur vorher telefonisch anrufen und sich anmelden, denn er ist den halben Tag im Sattel. Sirt von Soter ist der Name.“

„Und sehen wir dann auch Sie, gnädigste Baronin? Ach bitte, bitte, das wäre zu charmant!“

„Wenn ich's früh genug erfahre — gern.“

Sie waren inzwischen auf die Straße hinausgetreten. Frau von Gamp musterte das Coupé, das Doktor Gernot für seine Besuchstouren gemietet hatte, mit raschem Kennerblick. Es stammte nicht aus dem Geschäft ihres Vaters. Zwischen der Haustür und dem Wagenschlag fand die Verabschiedung statt — so herzlich, als ob sie sich schon seit Jahren kannten. Vater und Tochter sahen aus dem Wagenfenster der eleganten Erscheinung nach, und Doktor Gernot zog noch einmal tief den Hut, als sie die junge Baronin überholten. Sie hatte einen flotten Gang. Die geschmeidigen Linien ihrer schlanken, aber nicht besonders großen Gestalt kamen in dem knappen Maulwurfsbolero und dem modernen, an die Hüften enganliegenden Rock vorzüglich zur Geltung. Auffallend wirkte sie unbedingt, schon durch das ganz besondere Blond. Beim Überholen glaubte Sabine im hellen Sonnenlicht eine leichte Ruder-schicht auf ihren Wangen zu bemerken und zwei feingezogene, dunkle Augenstriche, die ihr im Salon der Erzellenz oben entgangen waren.

„Jedenfalls ist sie die amüsanteste Bekanntschaft von der ganzen Tour. Nicht, Papa?“

„Sirt von Soter — so hieß doch damals der Gestüttsdirektor, der den Skandal hatte? Na, du entsinnst dich natürlich nicht, das ist schon mehrere Jahre her, du warst knapp aus der Schule. Und Gamp, Gamp, Gamp. Es war nämlich ein Prozeß. Oder nein, es kam gar nicht zum Prozeß. Aber irgend etwas mit einer ganz verteuflerten Pferdegeschichte war dabei.“

„Na, Vätting — die Pythia ist ein Waisenkind gegen dich!“ lachte Sabine.

„Halt, ich hab's. Ganz recht: ein Freiherr von Gamp war's. Ja. Bekannter Herrenreiter. Der hatte da ein Pedigree gefälscht — alle Pferdestammbaumgelehrten standen Kopf — Sirt von Soter, der Gestüttsdirektor, war mit dupiert worden, mußte dann aber auch vom Plaze weichen, weil der Baron von Gamp — ja, jetzt weiß ich's ganz genau — weil Gamp, der Attentäter, sein Schwiegersohn war.“

„Nicht möglich!“

„Ich erinnere mich deshalb, weil ein Vetter von unserer Mama mit Herren von Gamps Regiment verkehrte.“

„Der war Offizier, der Baron von Gamp?“

„Ja. Aber als die Sache in die Zeitungen kam, schon nicht mehr. Er hatte bei Zeiten seinen Abschied genommen und Fersengeld gegeben — und ward nicht mehr gesehen.“

„Ein Gedächtnis hast du, Papa, großartig. — Und die Frau von ihm?“

„Ließ sich scheiden.“

„Freifrau von Gamp. Aita von Gamp. hm. Ob es die ist?“

„Zweifellos.“

„Schade!“

„Ja!“

Sie verharren eine Zeitlang schweigend. Da sie heute im Restaurant speisen wollten, ging die Fahrt mitten in die glänzend belebte Stadt hinein, die im hellen Sonnenlicht eines ungewöhnlich schönen Februartages vor ihnen lag.

„Warum eigentlich schade?“ fragte Doktor Gernot nach einer Weile. „Wie meinst du das, Sabine?“

„Nun, ich denke, man kann da vielleicht doch keinen Verkehr aufnehmen —“

„hm. Na, da die Erzellenz von Bychnowski sie empfängt, kannst du eigentlich beruhigt sein. Und kleinlich warst du doch nie. Wenn sie Unglück gehabt hat — mein Gott!“

„Du hast sie doch auch allerliebt gefunden?“

Doktor Gernot nickte. „Einen Blick hat sie —! Aber wie du bestimmst, Sabinchen. Wenn du die Reitgeschichte lieber lassen willst . . .“

„N bitte, davon kommst du jetzt nicht mehr los, Vätting!“

Nun lachten sie beide. Sie waren dann bei der Mahlzeit sehr fröhlich und angeregt. Und immer wieder kamen sie auf die hübsche, junge, blonde, allerliebste Baronin zurück.

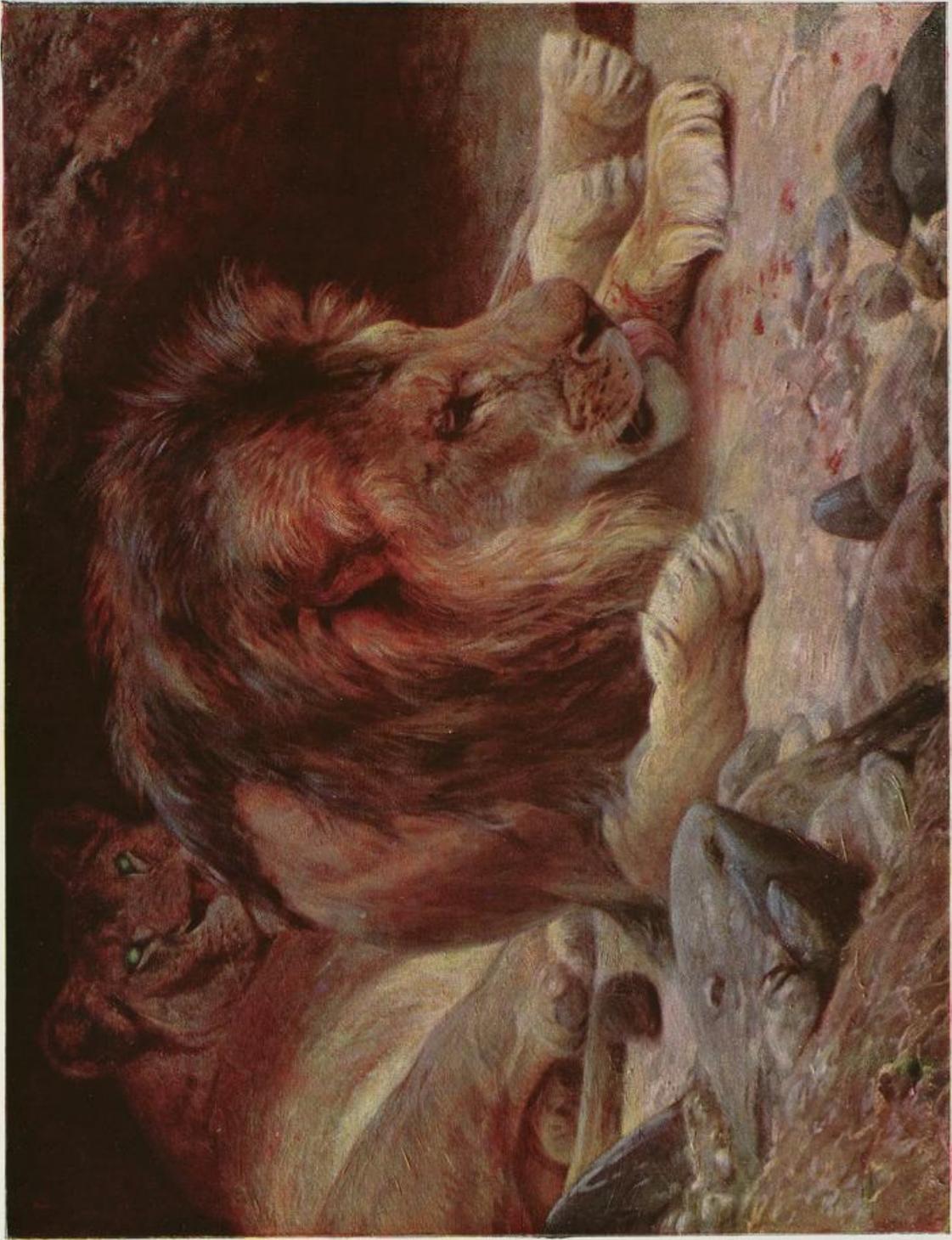
Bei ihrem ersten Besuch im Tattersfall verfehlten sie Herrn Sirt von Soter. Trotzdem ein scharfer Wind pfliff, trieb er sich im Sattel draußen im Grünwald herum. Im Bureau wurde also der geschäftliche Teil erledigt und die erste Reitstunde festgesetzt.

Natürlich begleitete Doktor Gernot seine Tochter dann zu dem wichtigen Ereignis.

Sabine hatte in einem gut empfohlenen Magazin einen schwarzen Reittreß anfertigen lassen. Sie sah ganz flott darin aus und gefiel ihrem Vater sehr. Aber als ihnen in der Aufsteighalle die Baronin von Gamp in ihrem ganz modernen Kostüm mit der legeren Bluse und dem rundgeschnittenen Rock entgegentrat, merkte Sabine sofort, daß sie vom richtigen Großstadtschick doch noch eine weite Strecke entfernt war.

Ein bißchen bänglich war ihr's doch geworden, in Erwartung der kommenden Dinge, trotzdem sie mit guter Laune auf die frische Tonart einging, die Frau von Gamp anschlug.





Verwundet.  
Gemälde von Hans Krause.

Nach einer Weile, während deren ihre Blicke dem glänzenden Reiterbild folgten, seufzte sie leicht auf und sagte: „Lassen wir das Vergangene!“

Nun mußte er ihrem Gedankengang wohl oder übel folgen und auf ein Thema eingehen, das einige Vorsicht erforderte. Denn Menschenkenner genug war er doch, um herauszufühlen: sie wollte von dem sprechen, was sie scheinbar begrub.

„Sie sagten das fast mit ein wenig Groll, gnädigste Baronin!“ begann er in fragendem Ton.

Während ihres Gesprächs blieben sie nach wie vor an der Balustrade stehen. Die Mehrzahl der Vorüberreitenden kannte die junge Baronin und grüßte. Sie dankte mit großer Kunst: herablassend und doch scheinbar verbindlich, wenn nicht kameradschaftlich durch ein blühartiges Aufzucken in ihren ausdrucksvollen und beweglichen, jetzt feuersprühenden, gleich darauf kühl abweisenden Augen.

„Es gibt Dinge, die die Welt wohl verzeihen — aber nie vergessen kann. Papa wird von der Welt umgekehrt behandelt. Man hat zwar vergessen, wie es kam, daß er von seinem hohen Posten zum Tattersfalleiter herabsteigen mußte, — aber man kann es ihm nicht verzeihen.“ Sie lächelte ein wenig müde. „Das sind kleine, feine Imponderabilien. Wenn ich Sie nicht darauf aufmerksam machte, würden Sie sie vielleicht gar nicht soogleich merken.“

Er empfand: sie litt darunter, daß die Rolle, die ihr Vater spielte, feudaler Tradition so wenig entsprach.

„Machen Sie Ihre Lage nicht geistlich schlechter, als sie ist?“

„Vielleicht.“

„Mit Absicht? Warum?“

Sie warf ihm unter einer trotzigigen Bewegung mit dem Kopf einen flüchtigen Blick zu. „Weil ich niemand enttäuschen will.“

Ihr Gespräch ging unter Pausen. Es bekam dadurch einen Fortschritt mit jedem Satz. Sie hatte ihren Ton gedämpft, obwohl sie nach wie vor mit lech erhobenen Näschen ganz vorn an der Brüstung hielt und ihren Blick frei über die Bahn schweifen ließ. Er sprach nun gleichfalls etwas leiser als zuvor.

„Als ich Sie neulich sah, hielt ich Sie für ein recht verhätscheltes Sonntagskind, gnädige Frau.“

„Ich hätte es sein können. Gewiß. Aber was ich schon hab' durchlämpfen müssen, ahnen Sie wohl kaum.“

„Als Tochter?“

„Auch. Mehr noch als Frau.“

„Ich frage wirklich nicht aus brutaler Neugier.“

Sie hob leicht die Schultern; es war wie ein mattes Aufseufzen. „Wo anfangen? Alles kann ich Ihnen ja doch nicht klar machen. Wenigstens nicht so ehrlich, wie es sein müßte.“

„Nicht so ehrlich? Wie meinen Sie das?“

„Weil ich Partei bin — also selbstverständlich färbe.“

„Hm. Sie sind der ehrlichste Mensch, der mir seit langem begegnet ist.“

„Selbst die Illusion muß ich Ihnen nehmen. Ich bin nur aus Berechnung so offenherzig. Denn ich weiß: daß ich nicht objektiv historisch schildere, erfahren Sie hinterher ja doch.“

Nun mußte er lächeln. Originell war sie jedenfalls. „Ich war ja lange Zeit Richter, gnädige Frau!“ gab er ihr mit scherzendem Beifall zu bedenken.

„Juristisch lag der Fall ganz einfach.“ Sie blickte ihm mit einer raschen Wendung frei ins Auge. „Hat man's Ihnen wirklich noch nicht zum besten gegeben?“

Er konnte mit gutem Gewissen verneinen.

„Baron Gamp soll ein Pedigree geändert haben.“

„Und darüber kam's zu einem Prozeß?“

„Nein. Die Vollblutstute, um die sich's handelte, war eingegangen, und da hatte der Besitzer kein Interesse mehr daran, die Sache zu verfolgen.“

„Einiges davon las ich damals in den Zeitungen. Ganz aufgeklärt hat sich's also nie?“

„Nie!“

„Baron Gamp verschwand?“

„Ja. Und ließ seine Frau als Beute für den Klatsch zurück. Nach Jahr und Tag kam's dann ja endlich zur Scheidung. Aber die böse Zeit dazwischen!“

„Wo steckt er jetzt? Was ist aus ihm geworden?“

Ein schmerzliches Zucken ging durch ihr Antlitz. „Karawanenführer in Syrien. Oder so etwas Ähnliches — im großen Elend draußen.“ Gequält brach sie ab. „Aber nun, bitte, wirklich ein anderes Thema!“ Sie wandte sich hastig der Tür zur Nachbarloge zu. „Sehen wir nach Ihrem Fräulein Tochter!“

Er folgte ihr. Ton und Inhalt der paar letzten Sätze hatten ihn überrascht. Der Ausdruck, mit dem sie über ihren geschiedenen Mann sprach, hatte etwas so Zerstücktes, Hilfloses gehabt, ohne daß auch nur die geringste Pose darin lag, daß ihn ein wahres Erbarmen ergriff.

Frau von Gamp gewann indes nebenan, indem sie wieder in die Reitinstruktion eingriff, rasch die vorige Munterkeit zurück. Es gingen Leben und Wärme von ihr aus. Während einiger Volten, die Sabine im Trab ausführte, klang ihr heller Ton fröhlich durch die Bahn.

„Jetzt müssen Sie aber abbrechen, gnädiges Fräulein!“ rief sie endlich. Ihrem forschenden Kommando merkte man die Gemohnheit des Befehlens wohl an. Sabine war schon ziemlich ausgepumpt. Aber ein gewisser Ehrgeiz hatte sie erfaßt.

„Noch einen einzigen Trab — es war zu himmlisch! Allos!“

„Nein, nein, Abteilung halt!“

Sabine schickte sich trotzdem an, die schulgemäße Hilfe zu geben, aber auf einen kurzen Pfiff der Baronin stand die Rappstute unbeweglich und wandte den Kopf nach der Loge. Sabine war verdußt. Trotzdem auch ihr Vater sie warnte, sich nicht zu viel zuzumuten, protestierte sie übermütig gegen die Gewaltmaßregel ihrer jungen Lehrmeisterin.

Inzwischen war die Baronin schon durch die Logentür entschwinden und in die Bahn geeilt. Sie duldete keine Widerrede.

„Wie müde Sie sind, das werden Sie erst morgen früh beim Aufstehen spüren, gnädiges Fräulein. Und abends dürfen Sie mir doch nicht abgepannt sein. Bedenken Sie: das Flottenfest!“

Daran hatte Sabine in ihrem reiterischen Eifer kaum mehr gedacht. Sie lachte. „O — darum das Machtwort?“

„Gewiß. Ich habe meinen Bekannten schon so viel von Ihnen vorgeschwärmt — Sie sind also verpflichtet, morgen abend unwiderstehlich zu sein.“

Sabine nahm nun willig die Hilfe des Reitlehrers an und sprang fröhlich zu Boden. „Das ist allerdings ein gewichtiger Grund. Wenn Sie wirklich glauben, ein letzter Trab hätte mir das unmöglich gemacht —!“ Sie behielt die scherzende Tonart bei. Ihre Wangen waren heiß. Sie verließen die Bahn Arm in Arm und trafen draußen mit Gernot zusammen. Soeben stieß auch Soter von Soter dazu: das Musikreiten hatte schon vor einer kleinen Viertelstunde sein Ende erreicht.

„Die neueste sportliche Errungenschaft!“ stellte Asta die junge Reiterin ihrem Vater vor, der mit tief abgezogenem Zylinder die Neuankünfte willkommen hieß.

Paarweise blieb es bei einer fröhlichen, ungezwungenen Unterhaltung, während sie die Treppe zur Aufsteighalle hinabschritten. Sabine war selig, wenn auch allem Anschein nach ein bißchen zerschlagen.

Gernots Blick streifte immer wieder die vor ihm gehende Frau von Gamp, die bei seiner Tochter lordial eingehängt hatte. Mit jedem Nerv erschien sie ihm jetzt wieder der Frohsinn und die Lebenslust in Person. Sabine hatte ihrer Lehrmeisterin die kleine Bevormundung durchaus nicht übelgenommen. Im Gegenteil, zwischen den beiden Damen schien sich eine regelrechte Freundschaft entspinnen zu wollen.

Gernot verweilte nur mit halbem Ohr bei dem sportlichen Gespräch mit Herrn von Soter. Da die Damen ein Wieder-

sehen gleich für den nächsten Morgen verabredeten, so überlegte er, wie er's einrichten könnte, um dabei zu sein und Frau von Gamp mit zu begrüßen. Er hatte um die betreffende Stunde eine wichtige Kommissionsitzung; Sabine wußte das und erwähnte es nebenbei.

Als sie sich trennten und er als letzter sich von Frau Asta verabschiedete, sagte er ihr lächelnd: „Unter diesen Umständen muß ich die Amtsgeschäfte morgen früh natürlich schwänzen!“

Sie schien die Bedeutung zu verstehen: wie in einem geheimen Einverständnis tauchte ihr Blick für eine Sekunde in den seinen.

So häufig Frau von Gamp auf den großen Festen des Berliner Westens zu sehen war: einen regelrechten gesellschaftlichen Verkehr unterhielt sie nicht. Man begegnete ihr wohl auch ab und zu in Privathäusern erster Finanzkreise; das waren aber nur solche, in denen eine weitgehende Gastfreundschaft ohne Gegenseitigkeit ausgeübt wurde. Ihre gesellschaftliche Rolle war im Winter darum meist von der Bedeutung der Wohltätigkeitsfeste und Basare abhängig, in deren Komitees sie Sitz und Stimme zu haben pflegte. Mehr zur Geltung kam sie im Frühjahr, wo sie in sportlichen Kreisen viel genannt wurde, denn sie galt für eine der besten Reiterinnen der Reichshauptstadt. Auch auf den Rennplätzen hatte sie ihr Renommee und ihren Kreis. In den Logen dort bewegte sie sich mitten unter dem feudalen Adel der Garde. Das verdankte sie der guten Einführung durch Erzelenz von Wysznewski — und außerdem ihren pariserischen und doch überaus dezenten Frühjahrs Toiletten. Sabine bewunderte sie bei jeder Begegnung. Sie hatte sie zuletzt in einem rotbraunen Taftkostüm, Genre *directoire*, gesehen: eine englische Stückeri in Schuppenschnitt stieg am Rock bis zu dem langen Schoß der Jacke auf und setzte sich darauf fort. Die Taille umspannte ein hoher Seidengürtel mit Goldschnalle. Immer war sie apart. Die Regimentsdamen, denen ihr Unglück mit ihrem Gatten ein Grund für eine gewisse Reserve sein mußte, ließen sich auf der freieren Rennbahn immerhin einigen Spielraum, denn man konnte von der graziosen Frau, die sich so geschmackvoll zu kleiden verstand, ungemein viel lernen.

Ihr ganzer häuslicher Zuschnitt verriet, daß der Boden ihrer gesellschaftlichen Erfolge nicht innerhalb ihrer vier Pfähle lag. Die Hauptschuld trug ihr Papa. Sigt von Soter hatte nach der großen „débâcle“ seiner Laufbahn nicht mehr darauf gerechnet gehabt, sich überhaupt wieder in die Höhe zu arbeiten. Zwei, drei Jahre hindurch war er für den Kontinent verschollen gewesen. Sein immerhin noch klangvoller Name, seine equestrischen Kenntnisse, vor allem seine pompöse Kavaliererscheinung hatten ihn dann aber rascher in eine angesehene Position gebracht, als er je zu hoffen gewagt hatte. Ab außen hin trat er heute durchaus als Gentleman auf. Das lag so in ihm. Vielmehr: er setzte sich für die Außenwelt, in der Erinnerung an die früheren guten Zeiten, wirkungsvoll in Szene, so oft es sein mußte. Zu Hause aber hielt er aus den Jahren der Sorge und der Not her an einem gewissen Kleinbürgerphlegma fest, das seine Tochter oft genug zur Verzweiflung trieb.

Während der ersten, der schlimmsten Jahre nach ihrer Scheidung hatte Asta eine Stellung als Reisebegleiterin innegehabt. Sie sprach mit ihrem Vater von dieser Zeit nur mit dumpfem Groll oder mit leidenschaftlich erregter Stimme. In vielen Dingen bildete sie einen scharfen Gegensatz zu ihrem Papa. Niemals, auch als die anfangs so sehr bescheidene und schlecht bezahlte Stellung ihres Vaters ihr ein Hinastreten in die Gesellschaft noch durchaus verwehrte, hatte sie der ehrgeizigen Vorstellung von ihrer Rückkehr in die Reihen der „oberen Behtaufend“ entsagt. Drei Jahre ihres Lebens, ihrer Jugend opferte sie lieber, als daß sie durch die kleinen Amüsements einer tieferen Sphäre sich diese Rückkehr abschafft. Sie wollte sich nicht von den Verhältnissen unter-

kriegen lassen, ob sie damit auch auf vieles, was in ihr Da-sein Licht und Lust gebracht hätte, verzichten mußte.

Sigt von Soter hatte es für selbstverständlich gehalten, daß seine Tochter sich so bald wie möglich nach guter Versorgung durch eine zweite Heirat umschauen würde. Daß es kein Prinz und kein Graf sein konnte, schien ihm festzustehen. Er fürchtete, daß Asta, die inzwischen die mittleren Zwanzig überschritten hatte, durch ihre wählerische Zurückgezogenheit den Anschluß veräumen würde. Später erst, als seine Tochter anfang, wieder eine Rolle zu spielen, begriff er, daß ihr Gesichtskreis weiter gewesen war; er ahnte, daß auf dem schmalen und rauhen Pfad, den sie gegangen war, doch viel, viel mehr zu erreichen sein mochte, als er jemals für sie erhofft hatte.

Persönlich dafür Opfer zu bringen, war er nicht der Mann. Sein Gehalt ermöglichte ihm so wie so keine großen Sprünge. Astas Toiletten verschlangen schon eben genug — obwohl sie nur den dritten Teil von dem, was man schätzte, brauchte, weil ihre geschickten Hände und vor allem ihr künstlerischer Geschmack bei jeder Neuausrüstung die Hauschneiderin glänzend zu ergänzen und zu unterstützen verstanden. Aber für eine standesgemäße Inszenierung ihrer Häuslichkeit reichte es keinesfalls. Er fühlte auch, daß er selbst nach all den Elendstagen nicht mehr dafür taugte. Immerhin lag das Quartier, das sie bewohnten, in einer guten Gegend. Man hatte ja freilich nur vier Zimmer, wovon drei nach dem Hof gingen, dafür war aber der Ausgang durchaus herrschaftlich. Mehr konnte er fürs Renommee nicht tun, wollte er auch nicht. Denn wenn er nach sechs Reitstunden früh und fünf Reitstunden nachmittags und abends zum Essen heimkam, dann mochte er überhaupt nichts mehr vom Dreh, nichts mehr von Zwang wissen und hören. Das einzige, wofür er auch in der schlimmsten Zeit immer gesorgt hatte, sein Glas Rotwein, die englische Pfeife und seine Hunde, hätte er um nichts in der Welt preisgegeben.

Asta mußte also sehr vorsichtig lavieren. Sie durfte sich gesellschaftlich nirgends binden, wo man von ihr vorausgesetzt hätte, daß sie ein Haus machte. Ihr hübscher kleiner Salon mußte schon die einzige Operationsbasis bleiben. Eiferfüchtig wachte sie darüber, daß die Atmosphäre der Hinterzimmer, die ihr Vater bewohnte, und die etwas stark Weidmännisches besaßen, vielleicht sogar etwas Unterförsterliches oder Stallmeisterliches, nicht bis in ihr Empfangszimmerchen drang.

Eine auffallend hübsche Frau, eine geschiedene Frau, wie sie, hatte es leicht, umflirtet zu sein. Am Flirt lag ihr aber nicht allzuviel. So jung sie aussah: sie war sich ihrer Jahre ganz genau bewußt und lehnte stets die verliebten jungen Kavaliere, die nur tändeln wollten, mit grazioser Überlegenheit ab. Das sicherte ihr in den meisten Kreisen die Neigung der jungen Damen. Sie suchte sogar etwas darin, auf ihr Lebensalter immer wieder besonders hinzuweisen: sie wollte lieber die Jüngste unter den Mittelalterlichen, als die Älteste unter den Jungen sein. Ihr köstliches Blut schützte sie auch davor, den Kurtschneidereien verheirateter Herren nachzugeben, die sie zuerst, auf Grund ihres pilanten Aussehens und ihrer pilanten Vergangenheit, gern auf „Freiwild“ tagieren wollten. Amüsant blieb sie immer — sie amüsierte sich ja auch selbst zu gern — aber sie wachte stets über die Einhaltung einer letzten scharfen Grenze. Zwecklose Abenteuer reizten sie nicht. Dazu war sie viel zu klug. Sie hielt daran fest, daß mit jedem solchen Sieg der Uneinnehmbarkeit der taktische Wert der so stark umlagerten Festung stieg.

Sigt von Soter, der sie von seinem nüchtern praktischen Standpunkt aus betrachtete und beurteilte, der bemerkte, daß sie weder von den jungen, oft so sehr verliebten Herren zu gewinnen war, noch von den Lebefeuten, die es auf eine Liaison „zur linken Hand“ abgesehen haben mochten, drückte seine Auffassung in seinem derben, aus landjunkterlichen Erinnerungen und stallmeisterlichen Gewohnheiten etwa so



Sim Safer.  
Gemälde von Germin Hartter.

seltfam zusammengetragenen Notwelsch — als wäre es ein eigener Jargon — folgenderweise aus: „Die Zöhre ist auf 'nen Witwer mit höllisch viel Moneten aus!“

In den Tagen, in denen Asta die Bekanntschaft mit Sabine Gernot in einer so überaus herzlichen und gewinnenden Art pflegte, war in dem eingeräucherten Berliner Zimmer, in dem Sirt von Soter am liebsten fragenlos auf dem eingedrücktten Ledersofa saß, rechts und links seine beiden Dackel, deren Köpfe er kraute, und auf seinem Knie der Forterrier mit den klugen Augen, da war zwischen ihr und ihrem Papa viel mehr von dem ehemaligen Oberlandesgerichtspräsidenten und seinen verschiedentlichen Erbschaften die Rede als von seiner Tochter.

Schmuzzelnd hörte Sirt von Soter zu. Über alle Illusionen von Rang und Stand war er hinaus. Die großen feudalen Namen besaßen für ihn nicht den mindesten Reiz mehr. Er hatte zu viel Abkömmlinge der ältesten Adelsgeschlechter um die Ecke gehen sehen, damals, als er sich selbst zu den Deklassierten hatte rechnen müssen. In Hamburg, in New York und in London hatte er zum ersten Male in seinem Leben Gelegenheit gehabt, ohne Vorurteil und Dünkel in diese Regionen hineinzuleuchten. Was ihm heute allein noch imponieren konnte, das waren „große Gelder, die nicht alle wurden“. So wie sie z. B. die Mehrzahl seiner jetzigen Lutteralkunden besaß. Diese Börsenfürsten, die sich lediglich ihrer Verdauung wegen die herrlichsten Pferde hielten, die Diners gaben, deren Preis ein Majoratsgehalt aufwog, die eine Erholungstour auf dem Nil auf besonderer Dahabije machten, die ihre leichtesten Kleinen Freundinnen von den Theatern mit Juwelen beschenkten und nach Monte Carlo mitnahmen, die bildeten für ihn die Elite — obwohl er sie im Grunde seines Herzens um den Tod nicht ausstehen konnte.

„So ganz Tiergartenklasse, mit Gummi, Automobil und Borchardtminers ist die Gernot-Geschichte ja nicht,“ jagte er, indem er die beiden Tackel am Nacken ein paarmal emporhob und zappeln ließ. „Aber immerhin — wenn man da mal ein Damenpferdchen anbringen könnte, was meinst du? Mein Konto würd's vertragen.“

Asta saß im Schaukelstuhl und gab bei jedem Schwung dem großen Neufundländer, der auf dem Boden lag, mit ihrem zierlichen Pantoffel einen kleinen Stoß. „Bloß diesmal keine Minderwertigkeiten, Papa,“ jagte sie gelassen.

Er lachte. „Direktor Kneifel von der Klattischen Bahn stecht sich bloß durch die Prozente auf seine achtaufsend Emm — Sache, mein Täubchen! Aber ‚Minderwertigkeiten‘, das ist nicht schlecht gesagt.“

„Jedenfalls hat gerade das noch Zeit. Zu vor kommen wird dir niemand. Kaufen sie, dann kaufen sie durch dich.“

„Da find't sich aber sicher ein guter Freund, der ihnen stecht, was ich dabei verdiene. Na, und was dann? Den Nobeln spielen kann man eben nicht, wenn man unter lauter Proleten stecht.“

Sie schaukelte weiter. „Natürlich sag' ich's ihnen gleich selbst, daß das dein Geschäft ist.“ Er blickte auf, und sie lächelte überlegen. „Das ist immer das Reinlichste. Nicht?“

„Ja, du verstehst's. Er ließ mit einem tüchtigen Schwung einen seiner Tackel Kobolz schießen und stand auf. „Arabbe!“

Die behagliche Ruhe solcher Erörterungen verlor sich dann aber doch mehr und mehr, je weiter die Bekanntschaft mit Gernots rückte.

Es war für Asta keine Frage, daß die Gernotschen Bekanntschaften geradezu glänzend waren. Auf der Reitbahn, bei verschiedenen Besuchen, auf dem Flottensfest, wo Astas großer Bekanntenkreis für Sabine sehr wertvoll gewesen war — sie hätte sich „tottanzeln“ können — war es zwischen den beiden Damen zu den Ansätzen einer wirklichen Freundschaft gekommen.

Aber eines fehlte noch immer: der offizielle Besuch des Herren Präsidenten, auf den sie bestimmt gerechnet hatte.

Vielleicht zog Doktor Gernot noch Erkundigungen ein? Wie mochten sie ausfallen? Vielleicht hatte er überhaupt nicht die Absicht, den Verkehr aufzunehmen? Sie stand jetzt zwischen Tür und Angel.

„Das ist das Gräßliche, daß man selbst so unsicher geworden ist,“ sagte sie nach mehrwöchigem Warten zu ihrem Vater.

Von der feinen gesellschaftlichen Scheidewand, die Asta empfand, wußte sich Sirt von Soter keine rechte Vorstellung zu machen. Für soziale Subtilitäten hatte er den Sinn verloren. Damals, als er in Hamburg, von den Gerichtsvollziehern geplagt, durch die Vereinfachung, die Zeitungs-skandale und den Rotwein aus dem Gleichgewicht gebracht, seine erste Stellung als Reitlehrer angenommen hatte. Er war ja allerdings nur unter einem nom de guerre darauf eingegangen, hatte schließlich aber ebenso skrupellos Trinkgelder angenommen wie seine Kollegen, die ehemaligen Wachtmeister. Den Respekt vor sich hatte er also längst verloren und damit auch das Gefühl für den Respekt, den man ihm schuldete.

„Wenn sie übermorgen, am Sonntag, nicht Besuch machen, kann ich nicht mehr hingehen!“ meinte Asta, nervös durchs Zimmer laufend.

Sirt von Soter räkelte sich auf dem Sofa und lachte verärgert. „Du warst doch sonst nicht so! Das ist ja philiströs.“

„Ich weiß, daß da irgend etwas spielt. Sabine war die letzten Male auf der Bahn so seltsam zerstreut. Nach ihrem Papa hab' ich mich schon gar nicht mehr erkundigt.“

„Er hat vielleicht bloß zu tun. Du peinigt dich wieder mal selbst ganz unnützig. Das ist ja alles Kaff!“

Noch nie zuvor hatten seine derben Ausdrücke ihr so wehe getan wie gerade in diesen Tagen. Der Zauber, der von Sabine ausging, ihre mädchenhafte Zartheit, ihr Liebreiz und Schmelz, dieses unbewußt Prinzessinnenhafte, all das erhob sich so himmelhoch über die Umgangformen, den Ton und die Befinnung, worin sie selbst sich hier zu Hause fühlen mußte.

„Hat sie denn irgend eine Andeutung gemacht?“ forschte Soter. „Schließlich würde sie dich's doch merken lassen, wenn da etwas schwebte.“

„Sie sagte nicht direkt, daß etwas vorläge. Aber — mein Gott, man merkt es doch.“

„Du bist überempfindlich.“

„Ja. Ganz unsicher geworden, ganz unsicher.“

(Fortsetzung folgt.)

## Vom Deutschen Schulverein.

Von Victor Blüthgen.

Das vergangene Jahr wie das kommende bedeuten beide Jubeljahre für eine Organisation, die, in geschwisterlicher Zweiteilung, sich die Aufgabe gestellt hat, den Bestand des Deutschtums gegen die Gefahr der Abdröckung durch fremdvölkische Einflüsse in der Weise sicherstellen zu helfen, daß sie an den bedrohten Punkten für die Erhaltung oder auch Neugründung deutscher Schulen sorgt. Sie steht dabei auf der Erfahrung, daß kein Deutscher unter Ausländern für das

Deutschtum verloren ist trotz der uns leider anhaftenden Neigung und — dies zu unserem Vorteil! — Fähigkeit, uns anzupassen, so lange für ihn eine deutsche Schule zur Verfügung steht, von der die Pflege der deutschen Sprache ausstrahlt.

Sie steckt sich engere Grenzen für ihre Wirksamkeit im Interesse der nationalen Sache als der Alldeutsche Verband, der allerdings im Punkt der Schulfrage mit ihr parallel

arbeitet, aber auch innere und äußere Politik treibt. Damit will der „Schulverein“ — mit seinem vollen Namen heißt er: „Allgemeiner deutscher Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande“ — direkt nichts zu tun haben. Mittelbar greift er gleichwohl ganz unvermeidlich auf das politische Gebiet in Ländern wie Österreich-Ungarn über, wo die Unterdrückung des Deutschen zur Staatsabsicht wird.

Nebenbei ist die Erhaltung des Deutschtums im Auslande auch wirtschaftlich für das Mutterland von Bedeutung: wer da deutsch bleibt, kauft und vertreibt auch mit Vorliebe Handelsware aus der Heimat. Die Hauptsache bleibt doch das ideale Bestreben, daß kein Deutscher dem Deutschtum verloren gehen und ein Fremder werden soll, „Kulturdünger“, wie man im Auslande spottet, nachdem wir selber aufgehört haben, uns mit Stolz so zu bezeichnen.

Der Verein ist, wie gesagt, ein Geschwisterpaar: ein österreichischer deutscher Schulverein in Wien, und ein reichsdeutscher; jener 1880, dieser 1881 gegründet. Während der österreichische nur in Österreich arbeitet, bemüht sich der reichsdeutsche, außer daß er den Bruderverein unterstützt, in aller Welt, wo Deutsche wohnen.

Die Gründung des Vereins in Österreich war ein Akt der Notwehr gegen die bedrohliche Begünstigung der Tschechen und der übrigen Slawen Österreichs zumunsten der Deutschen unter dem Minister Grafen Taaffe, die auf eine beabsichtigte Slawisierung Österreichs hinauslief. In diesem Sinne war nach 1866 unter der Hand schon vorher gearbeitet worden, nur da man die deutschen Kreise kalt gelassen, hatten die es kaum gemerkt. Aber als 1880 eine Sprachverordnung erschien, die den bisher unbestrittenen ausschließlichen Gebrauch des Deutschen als Amtssprache einschränkte, fühlten sie das Feuer und wachten aus ihrer gemüthlichen Sicherheit auf, erschrocken überblickend, was schon durch ihre Vertrauenslosigkeit verloren war.

Eine Broschüre „Aus den Bergen an der deutschen Sprachgrenze in Südtirol“ von dem Frankfurter Arzt Dr. Loß, ein Wiedruf gegen das deutschmörderische Vordringen der italienischen Irredenta, gab den Grundgedanken, auf dem sich unter Führung des Abgeordneten Dr. Bernerstorffer im Juli 1880 der Wiener Deutsche Schulverein zur Generalverteidigung des deutschen Bestandes im eigentlichen Österreich gründete.

Der Verein fand sofort die Unterstützung von Patrioten in Reichsdeutschland, es bildeten sich hier Ortsgruppen, die sich anschließen wollten. Allein da nach dem österreichischen Vereinsgesetz dies untunlich war, überdies der Wiener Verein sich auf das eigentliche Österreich beschränken wollte, während das ungarische Deutschtum, vorweg Siebenbürgen, durch den magyarischen Fanatismus reichlich ebenso übel dran war wie das österreichische, so gründete die Ortsgruppe Berlin am 15. August 1881 einen selbständigen, reichsdeutschen Schulverein mit ganz unbeschränktem Wirkungskreise, ausgesprochenenmaßen vorweg auf Ungarn abzielend, wo man gerade ganz widerrechtlich dem Deutschtum durch das berüchtigte Mittelschulgesetz einen Knüttel zwischen die Beine werfen wollte. Nach diesem Gesetz sollten keine deutschen Gymnasien und Realschulen mehr errichtet und keine Lehrer mehr angestellt werden, die nicht der ungarischen Sprache mächtig wären.

Hauptförderer bei der Gründung war der ein paar Jahre zuvor gegründete Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, und Männer wie Mommsen, Gneiss, Pfeleiderer, Wattenbach und andere standen Pate. Nach und nach haben sich alle reichsdeutschen Ortsgruppen dem Berliner Gesamtverein angeschlossen.

Die gegnerischen Nationalitäten Österreich-Ungarns, die sofort erkannten, daß hier dem Deutschtum die für ihre Un-

triebe gefährlichste Waffe in die Hand gedrückt war, schrien Zeter und Mordio. Der Deutsche Schulverein wurde das rote Tuch für sie, sein Name ist in alle Fremdsprachen übergegangen. Er hat zu Gegenründungen, vorweg bei den Magyarern und Tschechen geführt, die ihn hassten wie die Sünde.

Unbekümmert hat er ruhig und stetig seine Arbeit getan, und ihm ist Außerordentliches zu danken, obwohl er nicht über den zehnten Teil der Mittel verfügte, die ihm zu gönnen gewesen wären.

„Er wirkt“, wie sein jüngstes Rundschreiben sagt, „durch Beihilfe bei Schulgründungen mit Rat und Geld, durch Spenden für Lehrer, Zuweisung von Lehrmitteln und Stipendien für Schüler, durch Überwachung der Tausende über See zerstreuter Auslandsschulen und deren Versorgung mit heimatlichen Lehrkräften“, übrigens auch durch Beschaffung von Volksbibliotheken und eine rege schriftstellerische Tätigkeit in und außerhalb der Tagespresse.

„Bei durchaus unentgeltlicher Verwaltung hat er im Laufe der Jahre über zwei Millionen Mark seinen Zwecken zugeführt“, für die er seinen Mitgliedern alljährlich einen Mindestbeitrag von drei Mark abnimmt — ein paar Gönner zahlen allerdings dafür reichlich, Baron Oskar von Hoffmann in Leipzig sogar 1000 jährlich. So viel das ausreicht, in fünf und zwanzig Jahren ist's wenig genug bei annähernd 300 Ortsgruppen mit etwa 30000 Mitgliedern. Aber wie viel Segen ist nicht daraus in aller Welt geworden für die deutsche Sache! In Siebenbürgen besonders, wo die patriotische Haltung des trefflichen Bischofs Teufel ihm die stille Mitwirkung sicherte, in Böhmen, Mähren, Schlesien, in Südtirol mit seinen deutschen Sprachinseln, in Krain und Steiermark, Galizien, der Bukowina und Bosnien, in der rumänischen Dobrudscha, in den deutschen Kolonien der fremden Hauptstädte, bis Südamerika, Australien, Afrika — in Vormengs Broschüre „Geschichte des Allgemeinen deutschen Schulvereins“ kann man das Nähere nachlesen. Wo der Verein nicht direkt eingreifen konnte oder einzugreifen veranlaßt war, wie in Rußland, Belgien, Nordamerika, hat er wenigstens in der Presse gesorgt, daß der dortige Kampf um die Sache des Deutschtums im reichsdeutschen Stammlande nicht übersehen wurde.

Die Schwankungen, die der Verein in seiner inneren Entwicklung durchmachte, haben immer ihren guten Ausgang gefunden, und heute steht er, von dem früheren Gesandten von Braunschweig und Professor A. Brandl sicher und warmherzig geleitet, mit seinem Vereinsorgan „Das Deutschtum im Auslande“ vor der Nation und spricht: Dies und das bin ich und habe ich geleistet für deine eigenste Sache, durch 25 Jahre, darf in Ehren mein Jubiläum feiern. Mühsam und sparsam habe ich mich durchgeschlagen — wie wäre es, wenn ihr uns lohtet, wenn ihr, die ihr meine stille gesegnete Arbeit bisher übersehen, die Taschen aufstätet und an die Direktion der Diskontogesellschaft in Berlin W 61 einen Beitrag zu einer Jubiläumsspende schicket, die es mir ermöglichte, ein bißchen weiter auszuholen in meiner Hilfsarbeit? Das kaiserliche Deutschland hat es vor aller Welt angeschlagen: Keinen Fußbreit deutscher Erde geben wir ab! — und über unserm Haupte steht: Keine deutsche Seele geben wir ab, kämpfen um sie — wollt ihr mithelfen?

Im vorigen Jahre hat der Wiener Verein sein Jubiläum gefeiert, und die Deutschen Österreichs haben ihm über 600000 Kronen als Angebinde gesammelt.

Und ihr? . . .

Die Österreicher haben immer noch lange nicht genug. Die Tschechen rücken Schritt für Schritt vor, schlagen nötigenfalls deutsche Köpfe ein; die Esthen und Letten in den Ostseeprovinzen auch. Aber in Rußland tagt es — in Ungarn auch . . .

Und ihr?

# Die Zwergraffen.

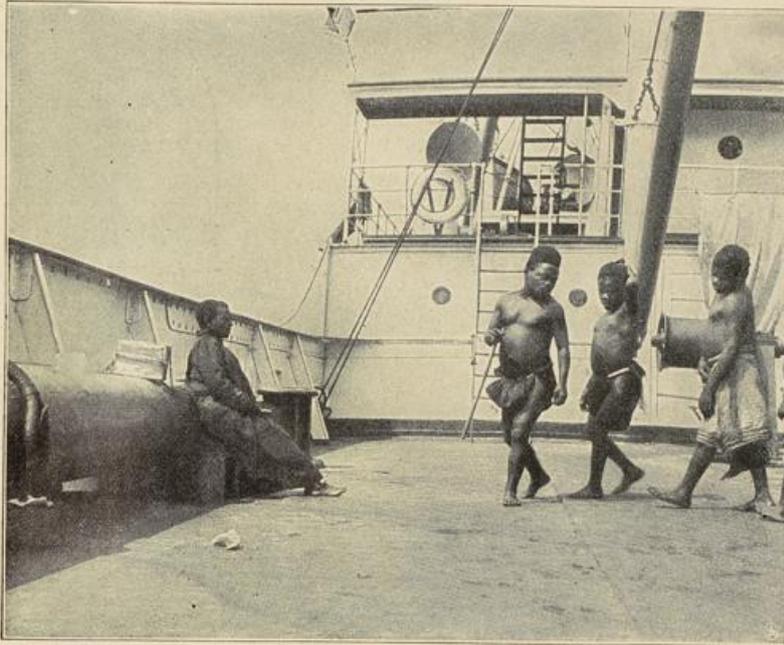
Plauderei von Dr. Adolf Heilborn.

Durch die frühesten Märchen und Sagen der Menschheit wandelt ein Heer von kleinen Wesen, mit übernatürlichen Kräften begabt, voll Klugheit, List und Tücke, und bald den Menschen wohlgesinnt, bald ihnen üble Ränke spinnend. Das langlebige Gedächtnis fast aller Völker bewahrt solche Er-

lich die Schweden), in die zweite u. a. die Brünetten Europas, die dritte Gruppe schließlich erfüllen die Pygmäen, die Zwergraffen. Noch vor nicht langer Zeit betrachtete man auch diese Pygmäen gleich den pathologischen Zwergen lediglich als ein Naturspiel, als eine jener wunderlichen Blüten, die die unend-

lich vielgestaltige und vielgestaltende Natur von Zeit zu Zeit am Baume der Entwicklung hervorprägen läßt. Die neuere Forschung aber glaubt, gestützt auf eine Reihe wichtiger Entdeckungen, den Zwergraffen einen höchst bedeutsamen Platz im Entwicklungsgange der Menschheit anweisen zu sollen, und davon wird im folgenden die Rede sein.

Schon 1874 hatte man in der Höhle zum Keflerloch bei Thajingen in der Schweiz bei Grabungen neben den Knochen ausgestorbener Tierarten und prähistorischen Gerätschaften menschliche Skelettreste gefunden, die einem beinahe ausgewachsenen Individuum von ganz außerordentlich niederem Wuchse angehört haben mußten. Die fast vollständig erhaltenen Zähne zeigten, daß dieser Mensch mindestens 25 Jahre alt gewesen war, denn im Kiefer stak bereits der sogenannte „Weisheitszahn“. Alle vorhandenen Knochen waren außerordentlich klein und zierlich. Der ziemlich gut erhaltene Oberschenkelknochen maß 32 Zentimeter, das entspricht einer Körperhöhe des lebenden Individuums von nur rund 1,20 Meter. Aber diesem vereinzelt Pygmäenfund wurde



Pygmäen vom Semliki-Wald auf der Überfahrt nach England.

innerungen an ein Zwergengeschlecht der Vorzeit, und die prähistorische Forschung unserer Tage hat jetzt den Kern in dieser Hülle der Dichtung nachzuweisen vermocht. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Alberich und Mime und Laurin haben wirklich gelebt, vielleicht nicht als Individuen, so zu sagen als geschichtliche Persönlichkeiten, aber doch in ihrer Gesamtheit, ein eingeborenes Zwergenvolk, den einwandernden großen Rassen an mancherlei geheimen Kenntnissen überlegen und fremd.

Es dürfte zweckmäßig sein, vorerst die Begriffe „Zwerg“ und „Zwergraffe“ in Kürze zu erläutern. In den Panoptiken lassen sich von Zeit zu Zeit Menschenwunder von winziger Statur sehen, die wir Zwerge nennen. Solche winzigen Menschlein, die in erwachsenem Zustand von Kopf bis zu Füßen einen Meter oder nur wenig darüber, oft auch beträchtlich darunter messen, hat es zu allen Zeiten gegeben, und der berühmte belgische Statistiker Ducloux hat gezeigt, daß sich ganz regelmäßig in jeder größeren Volksgemeinschaft, in jedem „sozialen Organismus“ eine bestimmte Anzahl solcher Zwerge findet. Wir wissen auch, daß dieser Zwergwuchs eine pathologische Erscheinung ist, daß er die Folge einer durch ganz frühzeitige Rhachitis (englische Krankheit) bedingten, vollständigen Entwicklungshemmung ist. Mit diesen pathologischen Zwergen, die in der Regel Kinder normaler Eltern, selbst aber nicht fortpflanzungsfähig sind, haben die Rassenzwerge oder, wie man sie mit einem Worte Homers häufig nennt, die Pygmäen wenig oder gar nichts zu schaffen. Soweit die Menschheit bisher von den Anthropologen gemessen worden ist, haben sich in ihr drei raffensfest verschiedene Körperhöhen unterscheiden lassen, Höhen von 1,70 Meter und darüber, solche, die um 1,60 Meter schwanken, und solche endlich von rund 1,40 Meter. Zur ersten Gruppe gehören beispielsweise die blonden Nordgermanen (wie nament-

zunächst keinerlei besondere Bedeutung zuerkann; er galt vielmehr lange Zeit hindurch nur als Kuriosität. Allgemach jedoch entdeckte man fast in ganz Mitteleuropa in prähistorischen Höhlen der älteren und jüngeren Steinzeit solche Überreste von Rassenzwerge. Die französischen Prähistoriker Lapouge, Verneau und Abbé Tournier beschrieben sie aus Höhlen in den Sevennen, den Pyrenäen, den Südalpen, in Burgund, der Champagne und in Savoyen. Thilenius fand Pygmäenskelette in Schlesien, Gutmann ein solches von 1,25 Metern Körperhöhe bei Egisheim im Elsaß, und namentlich auch neuere Grabungen in Schweizer Höhlen förderten neue bedeutende Pygmäenreste



Raffer und Buschmann. (Südwestafrika)

zutage. Nach den Berechnungen des Schweizer Anthropologen Niesch schwankt die Körperhöhe dieser Pygmäen zwischen 1,20 und 1,42 Meter. Alle diese Funde vervollständigen das Bild einer steinzeitlichen Zwergrasse Mitteleuropas, eines eingesehnen Pygmäenvolkes, das noch neben und mit den eingewanderten großen Rassen gelebt haben mußte. Die Lebensweise dieser Zwerge in verborgenen Höhlen, die fremde Sprache, die sie redeten, die gewisse Kunstfertigkeit, die manche in diesen Höhlen gefundene Geräte und Waffen, Schnitzereien und Zeichnungen auf Knochen verraten, das alles erklärt uns, wie diese Pygmäen allgemach von der Sage der ihre Heimstätte erobernden Germanen mit dem Zauber des Dämonischen, Übernatürlichen umgeben werden konnten, und so ist den Zwergsagen Europas eine ethnographische Grundlage heute nicht mehr abzuspüren.

Aber auch die Zwergmythen des klassischen Altertums — erinnert sei beispielsweise an die Kämpfe der Pygmäen mit Kranichen am Okeanos bei Homer u. a. — die Berichte der griechischen Historiker von Zwergvölkern u. s. f. haben allmählich eine ganz neue Beleuchtung erfahren. Den ersten historischen Bericht von einem afrikanischen Zwergvolk gibt unseres Wissens Herodot. In seiner Schilderung Ägyptens erwähnt der „Vater der Geschichte“ die libische Völkerschaft der Nasamonen, die „an der Syrte und in dem Lande nach Morgen von der Syrte“ wohnen. Diese Nasamonen entwandten einst eine Expedition zur Erforschung des Landes einwärts der großen Wüste. Und als sie, so heißt es bei Herodot, die große Sandwüste durchwandert, wozu sie viele Tage gebraucht, sahen sie endlich einmal wieder Bäume, die wuchsen auf dem Felde. Und sie gingen hinzu und pflückten von den Früchten, die auf den Bäumen waren; und wie sie pflückten, kamen kleine Männer herbei, noch unter Mittelgröße, und ergriffen sie und führten sie von dannen.

Aber sie verstanden einander kein Wort. Und sie führten sie durch große Sümpfe, und wie sie durch diese hindurch waren, kamen sie in eine Stadt, da waren alle Leute ebenso klein wie die Führer und dunkel von Farbe. — Das dürfte die erste verbürgte Erwähnung der Zwergvölker

Afrikas sein, über die uns in letzter Zeit interessante Aufschlüsse zuteil wurden. Eine ganze Anzahl von Forschern, voran die fähnen Afrikareisenden Schweinfurth, Stuhlmann, der Baseler Naturforscher Dr. David, der Engländer Sir Harry R. Johnston u. a. haben an diesem verdienstvollen Werk gearbeitet. In seinem jüngst erschienenen Werk „The Uganda Protectorate“



Wedda-Ansiedlung in der Nilgalagegend. Wellassee.

schildert uns

Johnston die äußere Erscheinung dieser Pygmäen des großen Kongourwaldes (vergl. die obere Abb. auf S. 11) folgendermaßen: „Manche dieser affenähnlichen Leute haben eine schmutzig gelbbraune Farbe, der Bartwuchs ist ziemlich reichlich, der Körper ist nahezu ganz bedeckt mit einer feinen gelblichen Wolle, die nicht auf große Entfernungen bemerkbar ist, aber doch ausreicht, um die gelbliche Hautfarbe noch zu verstärken. Die Augen liegen tief, und die überhängenden Augenbrauen sind außerordentlich hervortretend. Die Oberlippe ist länger als sonst bei Negern. Das Kinn ist schwach und zurückweichend, Ober- und Unterkiefer stehen stark schräg aufeinander.“ Ähnlich ist das Bild, das David, der mit diesen Urwaldpygmäen auf den Spuren des rätselhaften Napi jagte, entwirft, und Schweinfurth, der Gelegenheit hatte, eine von Harrison kürzlich nach Kairo gebrachte Truppe zu studieren, vervollständigt es: „Die Färbung der Haut schwankt mehr oder minder zwischen dem mehr schwärzlichen Braun der Tafelschokolade und dem rötlicheren Ton des gemahlten Kaffees. Am merkwürdigsten ist die Färbung des Haares. Man kennt auf der Welt keine dunkelgefärbte Rasse, deren Haarfarbe anders wäre als tiefschwarz. Die Haarfarbe der afrikanischen Pygmäen bildet eine Ausnahme. Sie ist schmutziggelblich und läßt sich nur mit der Farbe des Berg genannten Tauabfalls, das zum Kalkstein dient, vergleichen.“ Schweinfurth macht dann weiterhin auf den stark hervortretenden Leib, die stark gewölbten Stirnhöcker mit muldig angegeschwollenen Stirnmuskeln, die Nase mit den auffällig verbreiterten Flügeln und die schmalen, nicht negerhaften Lippen aufmerksam.

„Die äußere Lippenberandung ist scharf kantig begrenzt, so daß die nach innen nicht sehr stark gewölbten Lippen sich spaltartig zu schließen vermögen, wie bei den menschenähnlichen Affen.“

Auch diese nach Harrison etwa 1,22 bis 1,30 Meter messenden Pygmäen, die jetzt nach England gebracht worden sind, würden wahrscheinlich nur als Kuriosität betrachtet werden,



Schießender Wedda.



Zwerg  
von der Woodlarkinsel

„Sicher waren diese Zwerge die niedrigst stehenden Menschen, die mir bisher vorgekommen sind. Sie haben eine hellere Farbe und auch einen anderen Typus als die umwohnenden Stämme. Die Niedrigkeit der Statur trat noch hervor durch die Größe der Augen. Die dicken Augenbrauen schienen höher zu stehen als bei anderen Rassen. Ihre Kinmbaden waren unverhältnismäßig groß, ihre Beine schwach und gekrümmt.“ Auch Good hebt als Charakteristikum dieses Zwergenvolkes den stark hervorgewölbten Unterleib — den „Armoed-Penz“, Trommelbauch, der Holländer — hervor.

Kann nach allen diesen Entdeckungen kaum noch daran gezweifelt werden, daß auch die Ureinwohner Afrikas eine Zwergtrasse waren, so treten allmählich auch aus dem Dunkel der asiatischen und australischen Inselwelt mehr und mehr die zerstreuten Reste einer pygmäenartigen Urbevölkerung hervor. Die Bettern Sarasin waren die ersten, die Kunde von einem dunkeln Pygmäenvolk im Innern Ceylons brachten und diese Wedda beschrieben, die teilweise noch heute in Felshöhlen und auf Bäumen wohnen. Unsere beiden Weddabilder auf S. 12 geben eine gute Vorstellung von dem Typus dieses uralten ceploneischen Pygmäenvolkes. Nach den Messungen der Bettern Sarasin beträgt die Körperhöhe der Wedda im Zentral-

wenn es nicht der Wissenschaft gelungen wäre, allmählich nachzuweisen, daß wir es in dieser hellfarbigen, wenig negerhaften Zwergtrasse mit der Urbevölkerung des dunkeln Erdteils zu tun haben. Bis tief nach Südafrika hinab, hier durch die Buschmänner repräsentiert (vgl. die untere Abb. S. 11) ziehen sich durch den ganzen Kontinent körperlich engverwandte Zwergvölker von 1,42 bis 1,44 Meter durchschnittlicher Körperhöhe, fast überall vor den Verfolgungen der großen Rassen in den undurchdringlichen Urwald oder die öde Wüstenei geflüchtet und ein untrübes, geheimnisvolles Leben fristend. Gerade auch manche Gebiete unserer deutschen Kolonien, so die Steppen Deutsch-Südwestafrikas, die Urwaldgebiete und das Hinterland von Kamerun, das Seengebiet Deutsch-Ostafrikas sind Schlupfwinkel dieser gehegten Ureinwohner geworden. Von den Pygmäen Süd-Kameruns sagt der amerikanische Missionar Dr. Good:

begirt ihres Vorkommens im Mittel 1,53 Meter. Auf unserer Abbildung beträgt die Länge der ungespannten Bogen — und das gibt dem Beschauer einen Anhalt zur Vergleichung — 1,70 Meter.

Die beiden Baseler Forscher wiesen dann Pygmäenvölker auf Celebes nach; es gesellten sich dazu Zwergtrassen auf Java, auf Borneo, auf Sumatra, auf den Philippinen, auf Malakka usw. Den Untersuchungen Hagens zufolge erweisen sich alle diese Völker als eng miteinander verwandt, als zu einer einzigen großen Rasse gehörig, die der verdienstvolle Anthropologe Arma-



Pygmäen aus Kaiser-Wilhelmsland

laien nennt. Ihnen allen ist neben der Pygmäenstatur ein Gesichtstypus eigen, den Hagen bei den Papua von Neuguinea, den Australiern, ja selbst Urvölkern Südamerikas und Südafrikas wiederfinden will. In Australien ist diese Zwergtrasse sozusagen unter unseren Augen ausgestorben. In Neuguinea hat kürzlich der frühere Administrator von British-Neuguinea, Sir Francis Winter, ein Zwergvolk entdeckt, das auf sumpfigem Gebiete am Mufasflusse bereits „länger als die Tradition der Eingeborenen reicht“ lebt. „In Gestalt und Haltung“, heißt es in dem Bericht des Forschers an die Regierung, „sahen diese Mlgai-Ambos affenähnlicher aus als irgend ein anderes menschliches Wesen, das mir jemals zu Gesicht kam.“ Weiter fielen besonders die Füße auf, die „kurz, breit und dabei außerordentlich dünn und flach waren und lange, dünne, schwach aussehende Beine hatten, wie man sie sonst bei den Eingeborenen nicht findet. Die Füße der Leute standen auf dem Boden wie Holzfüße. Die uns begleitenden Barugi versicherten, daß diese Zwerge auf festem Boden nicht gehen könnten, und daß ihre Füße bei solchem Versuche bald zu bluten anfangen.“ Bei einem zweiten, benachbarten Zwergvolke war es möglich, den Häuptling zu messen; seine Körperhöhe betrug etwa 1,30 Meter. Auch aus Kaiser-Wilhelmsland (Deutsch-Neuguinea) sind uns Pygmäenstämme bekannt geworden. Die obenstehende Abbildung zeigt



Zwerg von den Woodlarkinsel.

zwei solcher Tamuls (d. h. „Menschen“), Vater und Sohn. Dieser 20, jener etwa 50 Jahre alt, die zweifellos einem Pygmäenstamme angehören, denn die Bambusstange, die auf dem Bilde über ihren Köpfen sichtbar, ist nur 1,42 Meter vom Erdboden entfernt. Ob der Zwerg von den Woodlarkinseln (Abb. S. 13), der im Dienste des bekannten Südforschers Parfisons steht, ein Pygmäe oder nicht vielmehr ein pathologischer Zwerg ist — wofür die mangelhafte Proportionierung seines Körpers spricht — mag dahingestellt sein.

Fassen wir alle diese Ergebnisse der neuesten anthropologischen Forschungen zusammen, so gewinnt die Anschauung von der uralten Verbreitung engverwandter Zwergstämme über den ganzen Erdball mehr und mehr Wahrscheinlichkeit, zumal die gleichen am Skelett ausgeprägten Eigenschaften bei allen Pygmäen der Erde vorkommen. Ja, der berühmte Baseler Anatom Julius Kollmann hat jetzt in einem umfangreichen Werke den Nachweis geführt, daß diese Zwerg-

stämme als eine Vorstufe der heutigen großen Menschenstämme zu betrachten sind. Die Pygmäen Europas, Asiens, Afrikas und Amerikas sind nach ihm die Urstämme oder Primitivstämme, auf deren Boden sich die großen Stämme entwickelt haben. Auch die Entwicklung der Menschheit war zweifellos dem allgemeinen Gesetz in der Entwicklung der Wirbeltiere unterworfen gewesen und von kleineren Formen zu größeren aufgestiegen. Es kam also nicht in erster Reihe zu einer Schöpfung der großen Stämme, sondern zu der Entstehung kleiner, pygmäenhafter Urbewohner. Aus ihnen gingen dann, durch günstige Entwicklungsbedingungen gefördert, allmählich die großen Stämme hervor, aber nur immer so, daß ein Teil der Urform erhalten blieb. Das sind eben die Pygmäen, deren Überreste über die ganze Erde zerstreut in den Gräbern, vermischt mit den Knochen der großen Stämme, gefunden werden und die zahlreiche Forscher in allen Weltteilen noch lebend angetroffen haben.

## Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

### Spukhäuser.

Von Rudolf Kleinpaul.

Mein Bäderer ist gewiß ein vortreffliches Reisehandbuch: über alles Wissenswertes erteilt er Auskunft, mit ihm bin ich überall zu Hause. Und doch scheint mir noch etwas darin zu fehlen. Er berichtet doch sonst immer, wo es etwas zu sehen gibt; die Aussichtstürme, die Schlösser, sogar die wichtigsten Privathäuser, jeden Steinhaufen merkt er an; das vorzugsweise Beachtenswerte bedenkt er sogar mit einem Sternchen. Aber die Spukhäuser finde ich nicht. Und doch sollten in vielbereiten Gegenden auch die Häuser angegeben sein, wo es nach allgemeinem Glauben nicht ganz geheuer ist, zur Warnung für diejenigen, die etwa hineingeraten könnten, und als Fingerzeig für Interessenten. Denn es gibt unter den Mitlebenden viele, die sich nach jenem stillen, ernstesten Geisterreiche sehnen und die Gelegenheit mit Freuden ergreifen würden, einen Einblick ins Jenseits zu gewinnen. Wie wäre es, wenn wir in diesem Betracht den Bäderer etwas ergänzten und den neugierigen Touristen die Spukhäuser namhaft machten, an denen es weder in den entlegenen Alpentälern, noch in den Städten mangelt? — Wohlgemerkt, nur Häuser ersten Ranges; mit alten Ratten- und Eulenestern und mit Winkelgespenstern geben wir uns gar nicht ab. Die genannten Spukhäuser versehen sich durchgehends mit drei Kreuzen.

Da haben wir zum Beispiel den Bäderer für die Schweiz, eins der ersten Handbücher in der ganzen Sammlung, das nun schon in einunddreißigster Auflage erschienen ist; darin findet sich Nummer 36 die Route von Luzern nach Engelberg. Sie geht über Stans, den Hauptort von Nidwalden; man fährt jetzt mit der Elektrischen Bahn von Stansstad am Vierwaldstätter See nach Engelberg. Welch ein weltkundiges Spukhaus wäre da in Niederdorf zu Stans, in „Spichermatt“ zu vermerken! Hier steht mitten unter herrlichen Obstgärten das Landhaus des ehemaligen Rechtsanwalts und Nationalrats Zoller, der es in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit seiner Familie bewohnte. Es war 1798, bei dem harten Kampfe der Nidwaldner gegen die Franzosen in Flammen aufgegangen, aber wieder aufgebaut worden; Anfang des Jahrhunderts gehörte es der Großmutter Zollers, der Frau Veronika Gut. Und dieses alte, teure Haus, dieses von den Vätern ererbte Grundstück mußte die ganze Familie am 23. Oktober 1862 verlassen, weil die Geister davon Besitz ergriffen hatten! Weil es vor entsetzlichem Gespuk, vor unsagbarer Angst und vor furchtbarem Gepolter schlechterdings nicht mehr auszuhalten war! Das ist auch ein Weg, wie man um das Seinige kommen und an die Luft gelehrt werden kann; der National-

rat Zoller starb ganz verarmt in der Schweizergarde in Rom, sein Sohn ist gegenwärtig Bibliothekar des dortigen Deutschen Archäologischen Instituts. Die Villa gehört jetzt einem reichen Bauern Nemigi Luzzi von „Langmatt“ in Stans, der sie jedoch auch nicht bewohnt, sondern an arme Leute vermietet hat.

Es wäre mithin in der Tat nicht ausgeschlossen, daß einmal ein Fremder in diesem Spukhause untergebracht würde, wenn die Hochsaison eintritt und die Gasthöfe überfüllt sind. Er könnte es erleben, wenn er vielleicht ermüdet vom Stanferhorn zurückkommt und sich ahnungslos zur Ruhe legt, daß ihm mitten in der Nacht eine Szene gemacht würde, wie man das so häufig von alten Schlössern liest. Ich sage, er könnte es erleben, daß plötzlich das ganze Haus erbebt, die Tische in die Höhe und schwere eichene Türen aus ihren Angeln sprängen, daß es an die Wände, an die Schränke, an die Dielen und an die Türen wie Keulenschläge hämmerte und pochte, daß das ganze Mobiliar durcheinander geworfen würde, und daß es dazwischen wieder schluchzte: Erbarmet euch meiner! oder daß es das Gebet der Camilla aus der Oper „Zampa“ zur Gitarre säuge. Solche Erfahrungen mußte eben die arme Familie Zoller vor vier Jahrzehnten machen, sie sind für den unglücklichen Mann so verhängnisvoll gewesen. Aber auch die Passanten, die nicht daran denken, in Stans zu übernachten, würden dieses Haus als eine Merkwürdigkeit in Augenschein nehmen, wenn sie seine Geschichte wüßten.

Oder nehmen wir einmal ein Reisehandbuch für Tirol und springen wir nach dem Dörfchen Bahren, das drei Kilometer von Brigen inmitten eines Kastanienwaldes gelegen und ein von den Wienern stark besuchter Luftkurort ist. In was für ein Wirtshaus gehen wir? — In das Gasthaus „Zum Waldsacker“. Ei, ei! In das Gasthaus „Zum Waldsacker“? Da werden wir schön ankommen! Da werden wir gut schlafen! — Es ist schieb auf dem Waldsacker, wie dort die Leute sagen. In allen Stockwerken, auf den Gängen und den Stiegen, besonders in der Nähe der Mädchenkammer und beim Eislasten, wo die Spirituosen stehen, hört man es rumoren. Die Wirtin sperrt abends eigenhändig alle Türen und zieht den Schlüssel ab; sie hat auch nach Brigen um zwei Kapuziner geschickt, die über Nacht dageblieben sind und nach dem Essen das Haus gesegnet haben. Alles umsonst: es pocht an die Türen, es rückt an den schweren Schränken, es rutscht und räsaut, es wimmert, schluchzt und stöhnt, womöglich noch ärger als vorher. Die Ganghofer haben das Anwesen eben erst um den Preis von neunzigtausend Kronen gekauft. Sie

werden den Verkäufer belangen, weil er ihnen von der schiefen Geschichte nichts gesagt hat.

Damit man aber nur nicht glaube, solche Spulhäuser stünden nur in Stans und Bahrn, und in unserer Nähe habe der Bädeler dergleichen nicht nachzutragen: so will ich einmal im Lande bleiben und hier auch nicht Zegel oder Rosau bei Briesendorf, sondern die größten deutschen Städte, die Lichtpunkte Europas, aufs Korn nehmen. Ein Bädeler muß freilich neu sein — die Wirtshäuser, die Straßen, sogar die Ausichten ändern sich fortwährend, und die genauesten Angaben des Reisehandbuchs veralten. So könnte es wohl auch kommen, daß renommierte und gutbeglaubigte Spulhäuser, die heute noch blühen und tätig sind wie Vulkan, in ein paar Jahren gar nicht mehr existieren. Es sind gewöhnlich alte verfallene Häuser, die sich schwer vermieten, oft ganz leer stehen, eben dadurch immer mehr verfallen und immer unheimlicher werden, aber doch allmählich eingehen, Neubauten Platz machen und von der Bildfläche verschwinden. So ein Haus, wo des Nachts die feurigen Drachen aus- und einfliegen, stand einst auf der Schloßgasse in Dresden. Die Berliner, die erleuchteten Reichshauptstädter hatten bis vor kurzem gleich mit zwei Spulhäusern aufzuwarten. Das eine war das graue, verwiterte, seltsame Gebäude auf der Potsdamer Straße, mit dem verwilderten Garten daran, in dem ein eherner Ritter aufgepflanzt war; eine feinalte Dame wohnte darin mit ihrer Dienerin, sonst stand es seit sechzehn Jahren völlig leer. In der Wahlkampagne 1893 hatte die Freisinnige Partei in den unteren Räumen ihr Wahlbureau aufgeschlagen. Der Boden war ein Sargmagazin, und allnächtlich konnte man, behaupteten die Nachbarn, das Säusen und Brausen der wilden Jagd vernehmen, die durch die öden Gemäcker raste. Ein alter Herr jagte seinen Diener mit der Hexpeitsche durch die Zimmer, durch die Korridore, treppauf, treppab, eine Koppel Hunde war ihm an den Fersen, das Gebell und das Geheul gelte fürchterlich in den Ohren, es ging einem durch und durch. Dieses Haus wurde deshalb so vernachlässigt, weil der Besitz angefochten ward; es gehörte nebst einer Villa in Friedenau, Ecke der Mosel- und Saarstraße, der Spukoilla, zwei Brüdern, und diese lagen miteinander im Erbschaftsstreit. Erst als der eine Bruder vor einigen Jahren starb, kam zwischen den Erben eine Einigung zustande, und nun wurde das Spulhaus auf der Potsdamer Straße abgerissen und durch den bekannten Prachtbau der Diskonto-Gesellschaft ersetzt und auch die Friedenauer Spulvilla wieder hergerichtet. Ein zweites verdächtiges Berliner Gebäude, das ebenfalls zwölf Jahre lang leer stand, war in der Belleuestraße, es ist im vergangenen Jahre abgebrochen worden.

Anderer Spulhäuser stehen auch heute noch, sie sind auch noch gar nicht so alt, sie sind nur vorläufig erloschen und wenigstens bis auf weiteres im Zustande der Ruhe. So ein verzaubertes Haus, dem es wahrhaftig niemand ansieht, was für haarsträubende Dinge darin passiert sind, gibt es z. B. in Leipzig. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts kaufte sich Herr Friedrich Hofmeister, der Gründer einer blühenden Musikalienhandlung, in Neudnitz an und baute daselbst an der Dresdner Straße eine große, damals gewaltiges Aussehen machende Villa mit einer von Arkaden getragenen Säulenhalle in der Front. Diese Villa hatte keinen Flur, sondern man war, wenn man zur Haustür hereintrat, gleich im Treppenhaus; insgedessen zog es, so oft man die Tür aufmachte, durch das ganze Gebäude hindurch bis zum obersten Stock hinauf. Das war das erste belastende Moment: der Luftzug brachte die merkwürdigsten Harmonikaltöne, ganz eigenartige Achzer und Seufzer mit sich, auch klang es oft wie Harfenton, wie Geisterflüstern drein — schon damals galt das Hofmeister'sche Haus für anrüchig, die Dienstmädchen liefen fort, weil's spulte, und die Leipziger liefen aus demselben Grunde hin. Dazu kam nun in den sechziger Jahren noch ein neuer, recht harmloser und unschuldiger Störenfried. Der alte Hofmeister war gestorben, und das Haus bewohnte dormalen sein Sohn, Wilhelm Hof-

meister, der Botaniker Hofmeister, der zu allgemeinem Erstaunen aus einem Musikalienhändler zum Universitätsprofessor wurde. Dessen Töchterchen fing einmal im Garten einen Zgel und trug ihn auf den Boden des Hauses. Nun ist der Zgel bekanntlich ein sehr nützliches Tier, aber ein täppischer Geselle, der kurze, dicke Beine und einen Tritt hat wie ein Mensch. Er trippelt für gewöhnlich ruhig auf und nieder, aber sowie er eine Maus gewahr wird, schießt er pfeilschnell drauf los; außerdem pflegt er erst nach Sonnenuntergang lebendig zu werden und sein Geschäft in der Nacht zu treiben. Ein gefangener Zgel macht also im Hause zur Nachtzeit einiges Gepolter. Man urteile nun, wie das unglückliche Tier dem Aberglauben zu Hilfe kam und der Munkelrei Vorschub leistete! — In dem Hause war's nicht richtig, das sah jeder! Bald erschien nun auch der unruhige Geist, der hier hantierte, das niemals fehlende graue Männchen, das schreibend auf seinem Bocke saß oder das rote Gold zusammenschaukelte, und das in diesem Falle niemand anders als der alte Friedrich Hofmeister selber war. Und wie es zu gehen pflegt, wenn die Gemüter einmal erhitzt und die Saiten einmal gespannt sind, allmählich fand sich auch einer, der das graue Männchen wirklich spielte, einen weißen Rock anzog und eine Zipfelmütze aufsetzte und den Leuten vormachte, was sie sehen wollten. In den siebziger Jahren wurde das Grundstück von den Erben an die Leipziger Pferdebahngesellschaft verkauft und in das Depot der damaligen Pferdebahn verwandelt, von der es später die Große Leipziger Straßenbahn übernahm. Zwei Pferdebahnschaffner taten sich nun im Winter 1875-76 zusammen, um die Gespensterfurcht der Leipziger zu nähren und auszubeuten und die Stadt halb verrückt zu machen. Sie arbeiteten sich gegenseitig in die Hände, rumorten bald im Wohnhause, bald im Pferdestalle, schlüpfen bald ins Depot, bald in die Futterkrippe, nahmen große Hunde mit, die anfangen zu heulen, trugen glühende Kohlen durch den Hof und brachten es schließlich dahin, daß die Polizei einschreiten, dem Auflauf ein Ende machen und eine Feuerprobe kommen lassen mußte. Dieser Fall ist typisch, an dem Leipziger Pferdebahndepot läßt sich die Geschichte aller Spulhäuser studieren.

Erst der Wind, das himmlische Kind — dann der Zgel, den man nicht sieht — endlich die beiden Schaffner, die das Publikum geflissentlich nasführen.

Mit einem kleinen Beobachtungsfehler, einer wirklichen Erscheinung, die nur nicht gleich verstanden, sondern falsch gedeutet wird, fängt die Sache gewöhnlich an. Aus nichts wird nichts, und irgend etwas Auffallendes muß vorliegen, ohne das entsteht keine Spulgeschichte. Der Schuldner in der Viktoriaschule zu Berlin hat ein paar weißbaumwollene Handschuhe gewaschen und auf einer Leine am Fenster zum Trocknen aufgehängt. Die Dinger bewegen sich im Abendwinde hin und her. Nun wird die winkende Totenhand gesehen. In einem alten abgesehten Klavier zu Tilsit übt es seit einigen Wochen wunderbar: eine Maus hat unter dem seit Jahr und Tag nicht gelüfteten Deckel ihre Wohnung aufgeschlagen und führt einen Käufer aus; dieser Käufer wird tatsächlich gehört, aber auf ein Trugbild der Phantasie gehoben. In dem Esszimmer eines alten elsässischen Stiftshauses schreibt es anscheinend unermüdlich. Tag und Nacht hört man die Feder auf dem Papier krasen, absetzen und wieder krasen — es sind Dohsen und Eulen, die zum Schornstein hinuntergefallen sind, sich in einem alten Kamine gefangen haben, nicht wieder herauskönnen und sich zu Tode flattern. Auch hier wird die Wahrnehmung von der Phantasie ergriffen und irrig ausgelegt. Anstatt der Sache auf den Grund zu gehen und die Ursache des „Phänomens“ zu erforschen, hält man sich an den alten überlebten Gespensterglauben und sabelt von einem geisterhaften Schreiber.

Geräusche sind in dieser Beziehung noch gefährlicher als Erscheinungen, die in die Augen fallen, weil sie sich schwerer kontrollieren lassen. Wir hören viel mehr und viel weiter, als wir sehen, und können nicht immer erraten, woher die Töne



Lang, Lang's her . . .  
Wendell and Carl Lang

Copyrighted by Walter D. Lang, 1899

kommen. Deshalb werden auch die Spukgeschichten in der Regel durch Klopföne veranlaßt, die sich bei Geisteskranken in ein Donnervollen und in eine furchtbare Explosion verwandeln.

Die Töne haben zugleich das Schlimme, daß sie unbemerkt hervorgerufen und nachgemacht werden können, womit dann dem Betrüge Tür und Tor geöffnet ist. Sind nämlich die Gespenster einmal ruchbar, spannen die Leute bereits ängstlich auf alles und jedes, was sich im Hause regt, so findet sich gewiß auch irgend ein pflüßiges Kind, das die lächerliche Situation durchschaut, den Kopf nicht verloren hat und sich herausnimmt, die allgemeine Panik auf den Gipfel zu treiben, die Gespenster, an die man glaubt, zu spielen und die gefürchteten Stimmen, bei denen alles zusammenfährt, heimlich zu wiederholen. Gerade Kinder gefallen sich in dergleichen Komödien, wie überhaupt Kinder am besten beobachten; außer ihnen sind häufig die Dienstmädchen aufgelegt, die Herrschaft ein wenig zu mystifizieren. Es ist nicht lange her, daß in Leipzig alles nach Lindenau in das Restaurant zur „Goldenen Aue“ pilgerte, um das Geisterklopfen zu hören, das in der Wirtschaft angegangen war. Niemand vermochte sich die Unruhe zu erklären, auch der Wirt nicht, der sich, nebenbei gesagt, über den reichlichen Zuspruch ins Häufchen lachte. Endlich gelang es einem Schuhmann, den Maulwurf zu fangen, und zwar in Gestalt eines Aufwasmädchens, das von der Kellertreppe aus mit dem Besenstiel an die Treppenstufen pochte.

Ein ähnliches Vorkommnis hat vor fünf Jahren in München das Stadtgespräch gebildet. Hier wurde die Familie eines Zitherlehrers nächtlicherweile durch unheimliches Klopfen und das Umherfliegen von Kohlenstückchen so geängstigt, daß sie, wie das in katholischen Ländern meist geschieht, ihre Zuflucht zur Geislichkeit nahm. Während bis spät in die Nacht hinein Hunderte von Neugierigen das Spukhaus umlagerten, kamen und gingen die Schwarzröcke und die Kutten, beteten mit den Insaßen, bannten und beschworen den unsauberen Geist und behandelten ihn mit dem Rauch verbrannter Wacholderzweige. Diesmal war es ein Mann von der Feder, ein Zeitungsberichterstatler, der das Rätsel löste, indem er das Dienstmädchen der geängstigten Familie zum Geständnis brachte. Das vierzehnjährige Ding hatte im Bunde mit einer anderen Frauensperson die Posten ange stellt.

Damit war der Spaß wieder einmal vorbei; denn für das Publikum bedeuten die Spukhäuser einen Volksunterhaltungsabend. Das geht so weit, daß sich die Leute mit ihren Gespenstern in Unterhandlungen einlassen und sie wie Hündchen auffordern, einmal schön zu machen, einmal zu schreien, einmal zu piepsen. So geschah es in Leipzig bei dem sogenannten Geisterpörfchen am Neukirchhof, wo den Geist ein Schneider spielte.

Und deshalb spukt es immer nur dann, wenn jemand zusieht.

## Die Freunde.

Novelle von Georg von der Gabeleng.

Es war an einem kalten und klaren Morgen, wie er im Spätfommer in den Alpen häufig ist. Zwei Männer und ein junges Mädchen schritten über die steinigen Grasböden, die von der Schntaufspitze herabstreichend die kleine Klubhütte an ihrem Fuße umgeben, um tiefer unten in breiten Geröllhalden auszumünden und sich an den Suldenferner zu lehnen. Sicheren und leichten Schrittes ging das junge Mädchen vor ihren beiden Genossen her. Sie trug einen kurzen, fußfreien Lodenrock, den ein grauer Gletschergürtel mit zwei Stahlringen zur Befestigung des Seiles oben an der schmalen Taille abschloß und festhielt. Zum Schutze gegen die empfindliche Kälte hatte sie über der wollenen, rot gestreiften Bluse noch eine dicke Lodenjacke angezogen und den Kragen hochgeklappt. Ihr dichtes, blondes Haar quoll in weichen Wellen hinten über den Rand des Kragens unter dem grauen Filzhute hervor. Das feine Gitter eines Schleiers schützte ihr frisches Gesicht gegen den Einfluß des eisigen, von den Gletschern herabstreichenden Windes.

Während sie den langen Bergstock führte, dessen eiserne Spitze mit hellem Ton auf dem Geröll aufklang, trugen die beiden sie begleitenden jungen Männer, Stephan Unterbauer und Hans Steinhof, den schweren Eispickel des Hochtouristen. Dicht hinter der, schlanken Gestalt des Mädchens ging Hans Steinhof, mit elastischen Schritten, sicher und gleichmäßig die Füße in den nägelschlagenen Schuhen zu Boden sendend, ohne je trotz der Dämmerung auf dem nur schwach ausgeprägten Pfade zu straucheln. Die samtenen Sterne des Edelweiß schmückten neben dem silbernen Zeichen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins seinen Lodenhut. Mit Leichtigkeit trugen seine Schultern den gefüllten Rucksack. Kniehosen und lange bunte Strümpfe umschloßen seine mageren, aber sehnigen Beine. Der ganze Körper, jede Bewegung zeugte von Gewandtheit und Ausdauer.

Im Gegensatz zu ihm erschien Stephan Unterbauers Gestalt, obgleich nicht kleiner, doch unterseht und gedrungen, seine Bewegungen waren langsamer, er blieb ein Stück hinter den beiden Voranschreitenden zurück. Eine kurze, englische Peise hing ihm im Munde, den starken Eichenstiel des Pickels

hatte er unter den linken Arm geklemmt und die bloßen Hände in die Rocktaschen gesteckt. Ein kurzgehaltener dunkler Vollbart umrahmte das ernste, wettergebräunte Gesicht, dessen Haut von der Sonnenstrahlung auf den überschriffenen Gletschern an vielen Stellen ein wenig aufgesprungen war und dadurch fast runzelig erschien. Das zusammengerollte Seil lag ihm wie eine graue Schärpe über der breiten Brust, am Rucksack waren außen die klirrenden Steigeisen angebunden. Unter dem dicken, an einzelnen Stellen schon etwas mitgenommenen Anzuge ahnte man die Muskeln eines außergewöhnlich kräftigen, auf vielen Hochtouren erprobten Körpers.

Stephan Unterbauer galt in den Münchener Alpinistenkreisen obwohl er noch nicht dreißig Jahre alt war, als einer der besten unter den „Führerlosen“, und manchem Bergriesen Tirols wie der Schweiz hatte er bei Sturm oder Sonnenschein den starken Fuß aufs Haupt gesetzt. Er ging seit mehreren Jahren nur noch allein oder mit einem oder dem anderen seiner Klubgenossen, am liebsten aber mit seinem Jugendgespielen Steinhof.

Es wäre Stephan Unterbauer ein Leichtes gewesen, mit den Voranschreitenden gleichen Schritt zu halten, aber er wollte es nicht. Dennoch waren seine Gedanken bei jenen, seine scharfen Blicke folgten allen ihren Bewegungen. Jedemal, wenn das junge Mädchen den blonden Kopf mit anmutiger Gebärde nach seinem Freunde wandte, wenn er ihr seines Profil sah, wenn er den hellen Blick ahnte, mit dem unter dem Schleier ihre Augen auf seinem Freunde ruhten, wenn er ab und zu ein vom Winde dahergetragenes Wort ihrer Unterhaltung auffing, ließ ein seltsames Zucken über sein Antlitz.

Und der Quell seiner Erregung? Wie anders war es im vergangenen Jahre gewesen! An der gemeinsamen Mittagstafel im Suldenhotel war er mit Herrn Petersen und seiner Tochter Ellen bekannt geworden, gleiche Interessen machten bald darauf die beiden an Jahren so verschiedenen Männer zu Freunden. Professor Petersen hatte ehemals gleichfalls zu den begeisterten Bergsteigern gehört. Er hatte seine Touren zu einer Zeit gemacht, als die hohen Berge wenig besucht wurden

und viele unter ihnen noch für unersteiglich galten. Nicht die Lust am bloßen athletischen Sport, der ernste Drang des Forschers und hehre Begeisterung für die wundervolle Größe der Alpen hatten ihn damals hinaufgetrieben. Nun war er zu alt geworden für eigentliche Hochtouren, aber seiner Tochter wollte er die gleichen Stunden reinsten Genusses verschaffen, wie er sie dort oben so oft genossen, darum hatte er ihr gern die Erlaubnis erteilt, mit einem so zuverlässigen Begleiter wie Stephan Unterbauer zu gehen.

Mit welcher innerlichen Freude hatte der junge Mann die Rolle des Führers, des treuen Gefährten übernommen! Und Ellen Peterfen war eine gelehrige und dankbare Schülerin gewesen. Anfangs hatte er sie auf kleine Touren geübt, hatte dann mit ihr den Ostler auf dem gewöhnlichen Wege über die Payerhütte erstiegen, war auf dem Cevedale gewesen, auf der Ischenglser Hochwand. Mit fast mütterlicher Sorgfalt tat er alles, um das junge Mädchen vor Erkältung und vor Gefahren zu schützen. Wenn sie rasteten, breitete er stets seinen Mantel unter sie auf den Boden und legte ihr den eigenen warm über die Schultern, damit ihr der kalte Wind nicht schaden sollte, selbst an ungefährlichen Stellen knüpfte er ihr das Seil an den Gurt, um sie vor einem Ausgleiten, einem Fallen zu bewahren. Er pflegte sonst eine offene Aneignung gegen alle Damen an den Tag zu legen, zumal sie den besaubten, sonnenverbräunten Bergsteiger nur zu oft mit scheelen Blicken betrachteten, wenn sie ihm im Vorraume des Hotels begegneten; er sah ehemals fast mit Geringschätzung auf die Tausende herab, die ängstlich nur auf leichten Bergen und Pässen herumstiegen, und jetzt suchte er selbst mit einer Dame nach den leichten Wegen und vermied sorgsam alle gefährlichen Stellen. So hatte Unterbauer das tägliche Zusammensein mit Ellen Peterfen verändert.

Es bereite ihm einen eigenen, früher nie gekannten Genuss, mit dem jungen Mädchen ganz allein im stolzen Gefühle des Siegers hoch oben auf einem eroberten Gipfel zu stehen, hinüberzublicken auf die blühenden Schneehäupter der anderen Berge, auf ihre schwarzen, ausgezackten Felsgrate, hinunterzuschauen über zerklüftete, fleckenlos weiße oder bläulich schimmernde Gletscherströme, über dunkle Alpen und Wälder, bis auf die winzigen Häuser in den grünen Tälern. In solchen Augenblicken schwiegen sie beide, aber es war Stephan, als gingen ihre Gedanken wie Freunde, die sich verstehen, Hand in Hand hinaus in die Ferne, als zeige er seiner schönen Gefährtin alle die Herrlichkeit, stolz wie ein König seiner Geliebten gewonnene Länder und erworbene Städte zu Füßen legt.

Wenn die Sonne mit ihren hellen Strahlen aus tiefblauem, durch keinen Nebel getrübt Himmel auf sie beide herabschien, hätte Stephan Unterbauer immer das junge Mädchen im Gefühle inneren Glückes jubelnd umarmen und ihr zurufen mögen: Ist die Gotteswelt hier droben nicht tausendmal reiner, schöner, wunderbarer als tief unten im Dunste unter dem hastenden, ruhelosen Treiben der Menschen?

Dort oben öffnet sich das verschlossene Herz, dort oben zwingt die weite Einsamkeit, die wilde Größe der Natur, die uns mit strengen machtvollen, Blicken ansieht, den Menschen zum Menschen ganz anders als drunten im Tale. Wenn man sich auch sonst im Leben fernsteht, dort oben rückt man sich unbewußt näher, fühlt man etwas Verknüpfendes, etwas Gemeinsames in sich, wie abends beim Orgellaut in den hohen, feierlichen Hallen eines gotischen Domes oder nachts in der dunklen Einsamkeit eines großen Waldes. Es ist das Gefühl der Nähe einer unerklärlichen und geheimnisvollen Macht, die über uns waltet. Das fittet die schwachen Menschen zusammen.

Wer vollends im Wetter auf einem Berge gestanden hat, wenn die Blicke an seinen Flanken aufzucken, und der Donner betäubend durch die Schluchten rollt, der schmiegelt sich im Bewußtsein menschlicher Ohnmacht dicht an seinen Gefährten, mit dem gleichen, unheimlichen Empfinden, in dem sich weidende Schafe abends zusammenandrängen, sobald sie den Bären im nahen Walde wittern.

So waren auch Unterbauer und Ellen Peterfen viele Wochen täglich zusammen gewesen, unmerklich sich einander nähernd, und in dem jungen Manne war dadurch etwas emporgewachsen, langsam, fast ohne daß er sich dessen bewußt wurde: eine tiefe Liebe zu seiner treuen Genossin.

Wie eine leuchtende Fata Morgana tauchte plötzlich, immer deutlicher werdend, ein fernes, herrliches Glück vor ihm auf und erfüllte fortan all' sein Sinnen und Trachten; es war die heimliche Hoffnung, dies junge Mädchen werde einst seine Gefährtin für das ganze Leben werden. Dann würden sie jeden Sommer zusammen hinausziehen, zusammen emporsteigen zu den geliebten Bergen, gemeinsam all die reine Wonne genießen, die im Anschauen der gewaltigen Natur lag. Diese Hoffnung verlieh seinem Leben jetzt erst einen eigenen tiefen und glückseligen Inhalt.

Stephan Unterbauer war nicht reich. Er wußte: nur durch harte Anstrengung, durch manche Entbehrung würde er in seinem Berufe als Chemiker eine Stelle finden, die es ihm gestatten könnte, um die Hand eines reichen Mädchens zu werden, denn sein Stolz verbot es ihm, an ein Leben auf Kosten seiner Frau zu denken. Darum hatte er im verfloffenen Winter mehr denn je gearbeitet.

Einsam, ohne Eltern war er aufgewachsen, er hatte sie früh verloren und bei seinem stillen und verschlossenen Wesen, von ihm gleichgültigen Verwandten erzogen, eigentlich nur einen Jugendfreund gehabt, Hans Steinhof, den Sohn des wohlhabenden Münchener Bankiers. Dessen Lebensfrische und unerschütterlicher Frohsinn hatten von Anfang an eine glückliche Ergänzung zu seinem Ernste gebildet. Hans Steinhof hing seinerseits mit gleicher Liebe an dem um einige Jahre älteren Schulkameraden, die verschiedenen Naturen der beiden hatten, wie das häufig geschieht, einander besonders angezogen. Ihre Freundschaft war niemals durch einen Mißklang getrübt worden, und alle Bekannten bezeichneten die beiden nie anders als kurz: die Freunde. Und treue Kameraden waren sie bisher gewesen! —

Jetzt aber fühlte Stephan Unterbauer, daß sich eine schwarze Wolke zwischen sie zu schieben begann, ihm war, als verstanden sie sich nicht mehr so wie ehemals.

Hans Steinhof hatte diesmal den Freund in den Ferien nach Tirol begleitet. Stephan Unterbauer, der in seiner verschlossenen, in solchen Dingen fast scheuen Art nur oberflächlich von Ellen Peterfen gesprochen hatte, war das ganz natürlich erschienen, ja er hatte sich darüber gefreut.

Bald nach ihrer Ankunft in Sulden war der Professor mit seiner Tochter wieder eingetroffen, und das junge Mädchen hatte nun fortan mit beiden Freunden Touren unternommen.

Wenn aber früher Stephan allein um sie bemüht gewesen war, so war es jetzt neben ihm Hans Steinhof, der fast vom ersten Tage ab auf den Bergen die Sorge für das junge Mädchen übernehmen zu wollen schien, während er dem älteren Freunde ganz von selbst die Leitung der Expedition, das Voranstreigen auf den Felsen, das Schlagen der Stufen auf dem Eise überließ. Mit Vorliebe erbat Ellen jetzt von Steinhof tausend kleine Dienste, er gab ihr an steilen Felsstufen die Hand, er legte ihr das Seil um, er hüllte sie jetzt lachend und scherzend in ihren Lodennmantel, wenn der lustige Bergwind blies, er steckte ihr die weißen Blüten des Edelweiß oder die roten der Alpenrosen an die leichte Reijemütze.

Ruhig hatte Stephan diesem Gebaren seines Freundes zugehört, wenn es ihn auch zuweilen ärgerte, daß das junge Mädchen jetzt vertrauter mit jenem schien als mit ihm, mit dem anderen, den sie doch erst seit kurzem kannte. Während er sie gleichsam die ersten Schritte auf dem für sie unbekanntem Boden der Berge gelehrt hatte, ihr immer schützend zur Seite gewesen war, schien Ellen jetzt mit Vorliebe neben seinem Freunde herzuzugehen.

Heute stand die Ersteigung der Hinteren Schöntaufspitze auf ihrem Programm. Professor Peterfen — die Mutter Ellens war schon vor Jahren gestorben — hatte die drei am Abend des vergangenen Tages bis zur Schaubachhütte begleitet und

wollte auch dort ihre Rückkehr vom Berge erwarten. Es war zur Mittagstafel Musik im Hotel angesagt worden, da gedachten sie alle wieder drinten im Tale zu sein, um den in einem abgelegenen Apentale seltenen Genuß nicht zu versäumen.

Die drei Wanderer waren daher schon früh am Morgen aufgebrochen. Hans Steinhof hatte sich mit dem jungen Mädchen, den immer mehr zurückgebliebenen Freund erwartend, auf einen mächtigen Steinblock gesetzt. Er schien irgend eine Schnurre erzählt zu haben — er war ja immer voller Späße und Schwänke — denn Ellen Peterßen bog sich laut lachend hintenüber. Sie saßen dicht nebeneinander, und Stephan bemerkte näherkommend, daß ihre Schultern sich berührten, daß ihre Arme sich streiften. Warum mußte sich Steinhof gerade auf denselben Stein setzen, war denn nicht Platz genug für ihn auf einem anderen der vielen herumliegenden Blöcke?

Mißgelaunt trat er heran und warf das von der Schulter genommene Seil neben den Eispickel auf den Boden, dann öffnete er seinen Rucksack.

„Wir dürfen gar nicht lange rasten,“ sagte er, „denn noch haben wir ja nichts geleistet; aber wenn Sie wünschen, gnädiges Fräulein, will ich Ihnen ein wenig von meinem Mundvorrat geben, ehe wir das Seil umlegen und den Gletscher betreten.“

„Ja, ha, da kommst du mit deinem Anerbieten zu spät,“ antwortete sein Freund mit leichtem Anfluge von Spott und Triumph in der Stimme. „Wir hat Fräulein Peterßen versprochen, von mir eine Birne anzunehmen, die ich eigens für sie vom Hotel mitgebracht habe. Es geschieht dir recht, hättest du dich doch mehr zu uns gehalten.“

„So?“ Unterbauer ärgerte sich über sich selbst. Warum war er nicht auf solche Aufmerksamkeit verfallen! Aber freilich, er war allein aufgewachsen, Steinhof jedoch hatte immer einen großen Familienkreis um sich gehabt, da hatte er das gelernt.

„Ja, und Sie dürfen mir deshalb nicht böse sein,“ bat das junge Mädchen lächelnd. „Herr Steinhof hat's nun einmal übernommen, mein Ritter zu sein und für mich zu sorgen, und ich muß ihm zugeben, daß er's trefflich versteht. Sind Sie böse? Es ist doch nichts dabei!“ setzte sie hinzu, als sie Unterbauers enttäuschtes Antlitz bemerkte.

Der Gefragte gab sich alle Mühe heiter zu erscheinen; aber das Lächeln, das auf seinen Lippen spielte, sah bitter genug aus. „Ich böse? Aber warum?“ fragte er achselzuckend. „Ich bin doch nicht so kindisch! Ich schnüre eben meinen Rucksack wieder zu, das ist doch kein Unglück! Nein, es ist nichts dabei!“

Ellen Peterßen aber bestand diesmal auf ihrem Verdachte, ihre Augen nahmen einen mitleidigen Ausdruck an, der auch in ihrer Stimme durchklang:

„Nein, nein, gewiß, Sie haben etwas. Sie sind mit einmal ganz anders als früher. Lassen Sie das Seil nur noch liegen,“ sagte sie, als Stephan Unterbauer dieses noch immer mit gezwungen freundlicher Miene aufzurollen begann, und legte ihre feine schmale Hand darauf. „Wir haben's ja nicht so eilig. Voriges Jahr machte Ihnen alles so viel Freude, die Wolken, die Felsen, die Farben, über jede Kleinigkeit sprachen Sie mit mir. Sie waren oft geradezu ausgelassen! Warum sind Sie nun so verändert, können Sie es mir nicht anvertrauen?“

Aber noch ehe er antworten konnte, rief Hans Steinhof, der sich das braune, wellige Haar aus der Stirn strich:

„Ja, Stephan, zum Donnerwetter, man kennt dich ja nicht mehr! Seit wann fängst du hier oben Grillen?“

Unterbauer hatte sich, das Seil wieder fallen lassend, niedergelegt und lehnte den beiden den Rücken. Seine Augen richteten sich düster über den im Frühlichte grau scheinenden Ebenwandferner. Er schien nach irgend einer Ausrede zu suchen, und es dauerte eine Weile, ehe er ziemlich kalt antwortete: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie sich um meine Stimmung kümmern. Ich versichere Sie aber, mir fehlt nichts. Ich sehe nur das Leben ein wenig ernst an, zu ernst vielleicht, drum ist das Lachen und Scherzen bei mir ein

seltener Gast. Aber das ist nun mal so meine Art, ich kann nichts dafür!“

Ellen schlug ungeduldig mit der Hand auf den Stein. „Sie sind Pessimist und mit Unrecht. Sie schwärmen doch für die Arbeit, da werden Sie im Leben viel Freuden finden! Ich weiß das von Papa. Die Lust daran kann Ihnen niemand nehmen, und solche Lust ist ein Schatz.“

„Nein, Pessimist ist der Stephan eigentlich nicht,“ warf Steinhof ein, „er ist nur ein furchtbarer Streber geworden seit dem vorigen Jahre, wir kennen ihn alle nicht wieder. Er schuftet von früh bis abends, ich glaube, er jagt auf der Spur irgend einer großen chemischen Erfindung, vielleicht einer Ausnutzung des Essenraudes, was weiß ich, er spricht ja nie über seine Arbeiten. Ist's nicht das? Gesteh mal!“ fragte Steinhof zum Schluß in scherzhaftem Tone.

„Du weißt recht gut, Hans,“ entgegnete Unterbauer gereizt, „daß mir niemals eine Erfindung gelingen wird. Mir, der ich niemals Glück zu haben scheine, eine Erfindung! Es ist geradezu lächerlich!“

„Lächerlich? Aber gar nicht, im Gegenteil, du sagst ganz recht, das ist doch lediglich Glückssache! Nur Geduld, auch dir wird noch mal was Großes gelingen!“

„Geduld?! Geduld?!“ Unterbauer lachte gezwungen. „Ich danke dir für solchen etwas matten Trost! Du traust mir also doch mal ein wenig Glück zu? Wenn ich nur alt genug werde, um es abzuwarten! Geduld ist eine Eigenschaft, die man durch zu viele Übung verlernt, Hans! Nein, alter Freund, Glück, Geduld, Geschick, all das, davon hab ich wohl nicht viel, damit bleib mir vom Leibe.“ Unterbauer dachte dabei an Steinhofs Lebenslauf, der sich in München zum geschätzten Maler ausgebildet hatte.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein,“ fuhr er fort, sich umwendend und einen düsteren Blick auf das junge Mädchen werfend, „Hans Steinhof braucht keine Geduld und besitzt das andere: Glück und Geschick. Er verachtet das Geld, er hat's nicht nötig, und es läuft ihm von selber zu. Er faßt etwas an, ohne sich abzumühen, mit zwei Fingern, und es glückt ihm. Es war schon auf der Schule so: erarbeiten mußten andere, was ihm das Schickal gutwillig in den Schoß warf.“

„Geh, Stephan, bist du jetzt etwa neidisch, daß ich meine Bilder auf der Ausstellung loswurde?“ fragte Hans Steinhof mit leichtem Vorwurf.

„Neidisch, ich?“ Unterbauer überlegte eine Weile, dann fuhr er fort: „Ja, vielleicht! Vielleicht bin ich neidisch! Die Zeitungen reden davon, daß du einmal ein großer Künstler sein würdest. Deine Bekannten sprechen von deinen italienischen Aquarellen wie von etwas Bewundernswerten, du willst im Winter Rom aufsuchen, Griechenland, Agypten, ich weiß nicht, was noch alles! Ich sehne mich seit Jahren dorthin, aber ich muß natürlich auf dies alles verzichten!“

„Ach, Sie wollen nach dem Süden fahren,“ fiel das junge Mädchen lebhaft ein, da Hans Steinhof schwieg, und sah ihn dabei mit blitzenden Augen an. Sie war froh, dem Gespräche eine neue Wendung geben zu können. „Wie gerne käm ich mit! Herr Unterbauer hat schon recht, sich dorthin zu sehnen. Am liebsten würde ich Papa bitten, auch einige Monate im nächsten Winter mit mir zu reisen. Wir könnten uns am Ende beide dort treffen!“

Ein freudiges Lächeln glitt über Steinhofs Gesicht.

„Dort treffen — ja, das wäre ein herrlicher Gedanke!“ sagte er. „Sehen Sie, so etwas habe ich mir immer gewünscht, das, wie soll ich sagen — das hat mir stets wie ein schöner Künstlertraum vorgegeschwebt, mit einem das Schöne ganz gleich empfindenden Menschen, einem jungen Mädchen, na also mit Ihnen, einmal so ganz das ewig Lebendige, Sinnenfrohe jener südlichen Länder zu genießen. Der Strand Griechenlands, was gäbe das für Bilder! Meine Bekannten sollten erstaunt sein über das, was ich ihnen mitbrächte, und das Schönste, das Beste, das künstlerisch Meiste wäre für Sie!“



Copyright 1905 by Braun, Clément & Co.

Eva.

Gemälde von E. Cabane.

Leichtes Rot flog über die Wangen des jungen Mädchens, aber sie antwortete auf diese versteckte Erklärung des Malers nicht, sondern stand auf. Ein leises Gefühl der Verlegenheit ergriff sie bei dem Gedanken an die lebhaft und freie Art, wie Hans Steinhof seine Liebe zu ihr erkennen ließ, und sie blickte nach Stephan Unterbauer hinüber. Was würde der dazu sagen? Der seine Zukunft des Weibes ließ sie ahnen, daß auch dieser mehr als vergängliche Freundschaft für sie empfand.

Unterbauer hatte sich wieder abgewendet, er hob kleine Steine vom Boden und warf diese mit lässiger Handbewegung vor sich in eine unter einem Felsblock befindliche Höhlung. Seine Art, die kleinen grauen Dinger von sich zu schnellen, war nervös und stand im Widerspruch zu seiner früheren Ruhe und Sicherheit. Auch entging dies Ellen Petersen nicht.

„Kommen Sie mit uns nach dem Süden?“ fragte sie und trat nahe an den gebückt Sitzenden heran. „Ich darf doch die unzertrennlichen Freunde nicht trennen, und wenn wir, Herr Steinhof, Papa und ich, nach Griechenland fahren, müssen Sie uns natürlich begleiten.“

Ein zarter Wohlgeruch ging von der Gestalt des jungen Mädchens aus, und Unterbauer atmete ihn mit einem Gefühle brennender Sehnsucht ein. Er hätte aufspringen, er hätte die Arme um sie breiten mögen, er hätte . . . Narrheiten! Narrheiten!

Rasch stand er auf, trat zur Seite und legte das Seil zurecht, ohne das junge Mädchen anzusehen. Nun umhüllte ihn nicht mehr der Duft ihres Haares und ihrer Kleidung, und er fühlte sich mit einem Male dem geheimen Zauber entronnen und durch ihre leichtthin gesprochenen Worte verlegt. Er war eben heute in gereizter Stimmung, alles kränkte ihn, alles, das Geringste selbst quälte sein Herz, als rührte man an eine empfindliche Wunde.

„Wenn wir nach Griechenland fahren“ — wie das klang! War es nicht, als gehörten diese beiden schon zusammen, unlöslich wie Mann und Frau? Natürlich der Hans, der Glücksjunge, der Goldjunge, wie ihn seine Eltern schmeichelnd nannten, der bildete sich schon ein, Ellen allein zu besitzen! Unterbauer nahm die Mitte des Seiles und wieder dicht an das junge Mädchen herantretend, das die Arme emporhob, schlang er ihr das Seil um die feine Taille, indem er, ihr fest in die Augen blickend, sagte: „Sie wollen die Freunde nicht trennen, das ist sehr gut von Ihnen, aber Sie werden's doch tun. Sie werden's tun müssen, wenn Sie mit Steinhof reisen. Ich kann nicht mit, Sie wissen, daß ich arbeiten muß.“

„Arbeiten? Wie schrecklich, daß Sie immer arbeiten müssen, daß Sie sich auch niemals Ruhe gönnen wollen! Warum sind Sie nicht wie Steinhof Künstler geworden, das muß so viel schöner sein!“

Sie sagte das mit einem Seufzer, ohne sich die Torheit und das Verlegende ihrer Worte klarzumachen.

„Künstler?“ Unterbauer lächelte bitter. „Das ist das Schönste, was ein Mensch sein kann! Ich will's glauben, da man's immer liest, leider werd ich's nie selbst erfahren. Aber nicht alle können das sein, meine Hand ist dafür zu schwer, ich bin in solchen Dingen ein ungeschickter Kerl, ein Tölpel.“

„Machst du dich schon wieder selber schlecht?“ fragte Hans Steinhof, dem Freunde auf die Schulter klopfend. „Du liebst es immer, dein Licht unter den Scheffel zu stellen.“

Während Unterbauer sich an das eine, Steinhof an das andere Ende des Seiles band, so daß Ellen Petersen zwischen ihnen stand, entgegnete er leichtthin:

„Ihr wollt also wirklich im nächsten Winter reisen?“

„Nur mit Ihnen, selbstverständlich,“ antwortete das junge Mädchen und befestigte sich mit anmutiger Bewegung wieder den Schleier über dem Antlitz.

„Aber natürlich reisen wir,“ sagte der Maler zuversichtlich. „Wir reisen zusammen, und ich bringe eine Menge Bilder mit heim. Im Ernst, ich erwarte unendlich viel von solcher Fahrt.“

Unterbauer wandte sich, das Gespräch abbrechend, kurz um und machte einige Schritte dem Gletscher zu, da fühlte er einen leichten Widerstand am Seil.

„Nanu?“ Er blickte rückwärts, Hans Steinhof machte sich am Gurt Ellens zu schaffen.

„Du kannst unbesorgt sein, das Seil hält,“ sagte er ungeduldig und ließ die Spitze seiner Eisart neben sich auf einen Stein auffallen, daß Funken unter der Schärfe hervorsprangen.

„Ja, ja,“ gab Steinhof fast ein wenig verlegen zurück. „Ich glaubte nur, es könnte drücken, du zögst es vorhin gar so fest an. Man muß mit Damen zarter umgehen!“

Schweigend betraten sie nun den Gletscher und wanderten langsam empor. Es war ein angenehmer Spaziergang, nicht anstrengend und fast gefahrlos. Nur wenige Spalten liefen über die weiße Schneefläche. Blau, in gleichlaufenden Streifen schimmerte das Eis in ihnen herauf. Die aufgehende Sonne umgab die Gipfel mit einem rotgoldenen Schimmer und ließ sie fast durchsichtig scheinen, dann glitt ihre Helle langsam, wie die glühende Lava eines Vulkans an den Hängen hinab.

(Fortsetzung folgt.)

## Die körperliche Erziehung der Jugend.

Von Professor Dr. A. Hoffa.

### I.

Unsere ärztliche Wissenschaft hat in der Behandlung der Krankheiten seit einer Reihe von Jahren einen großen Fortschritt gemacht, denn wir sind heutzutage nicht nur bestrebt, die Krankheitserscheinungen zu beseitigen, wir bemühen uns vielmehr, ihre Ursachen zu erforschen, um darauf nicht nur an die Heilung der Erkrankung heranzugehen, sondern vor allen Dingen auch ihren Ausbruch selbst wenn möglich zu verhüten. Diese neu aufstrebende Richtung der Medizin ist gerade in den letzten Jahren mehrfach zu Wort gekommen, so mit der Tuberkulinbehandlung der Lungentuberkulose oder der Serumbehandlung der Diphtheritis.

Man ist aber in der Frage nach dem ursächlichen Zusammenhange der Erkrankungen nicht bei dem Gebiete der ansteckenden Krankheiten stehen geblieben. Man ist im Gegenteil auf der ganzen Front der Erkrankungen vorgegangen und hat dabei bald auch die Erfahrung gemacht, daß eine ganze Anzahl von Erkrankungen der Jugend auf Schädlichkeiten

beruhen, die unzweifelhaft in einen Zusammenhang mit der Schule gebracht werden müssen.

Während man noch vor wenigen Jahrzehnten keine Ahnung davon hatte, daß die Schule selbst schädlich auf den kindlichen Organismus einwirken könnte, kennt man jetzt eine ganze Anzahl von Schulkrankheiten. Daß es sich bei diesen wirklich um Krankheiten handelt, die in der Schule erworben werden, und nicht etwa um rein zufällige Erscheinungen, ergibt sich sofort aus der Tatsache, daß diese Erkrankungen in den untersten Klassen der Schulen kaum vorkommen, daß sie sich dagegen mit dem Schulbesuche von Jahr zu Jahr steigern, um schließlich in den obersten Klassen eine oft ganz unglaublich hohe Ziffern zu erreichen.

Da wir die Erkrankungen ferner vorzugsweise bei den sogenannten höheren Schulen finden, während sie in den Volksschulen, in den Schulen der Dörfer kaum vorkommen, so ist der Schluß erlaubt, daß die Erkrankungen im Zusammenhange

sehen mit den vermehrten Anforderungen, die in diesen höheren Schulen, von Klasse zu Klasse steigend, an die Leistungen der einzelnen Schüler gestellt werden.

Die Entwicklung der Erkrankungen können wir uns leicht vergegenwärtigen, wenn wir den Weg verfolgen, den unsere Kinder durch die Schule hindurch zurückzulegen haben.

Blühend und gesund überliefern wir sie, über die noch der ganze Zauber der Kindheit ausgestreut liegt, der Schule. Sie, die bisher gewohnt waren, nach Herzenslust in Haus und Flur spielend und lärmend sich umherzutreiben, sind nun mit einem Male zu langem Sitzen in meist wenig gelüfteten Räumen, zu einseitig gesteigerter geistiger Tätigkeit, bei erzwungener Körperruhe, zu lautloser Bravheit verurteilt. Da kann es gar nicht anders sein, als daß sich den veränderten Lebensbedingungen entsprechend gar bald eine körperliche Umwandlung mit ihnen vollzieht. Wer hätte es nicht an seinen eigenen Kindern erlebt, daß die frischen roten Backen bald schwinden und eine gewisse Schläffigkeit sich im ganzen Wesen des Kindes bemerkbar macht.

Die Physiologie lehrt uns, daß nur diejenigen Organe eine reichliche Zufuhr von Blut und damit das Material zu einer normalen Ernährung und zu gesteigertem Wachstum erhalten, die dauernd in Tätigkeit erhalten werden. Ist ein Organ zur Untätigkeit verurteilt, so vermindert sich unabwendbar seine Ernährung und damit seine Leistungsfähigkeit.

So zeitigt denn auch die erzwungene Körperruhe beim Schulkinde bald ihre Folgen. Es leiden in kurzer Zeit alle jene Tätigkeiten der Körperorgane, für die Muskelarbeit unbedingt notwendig ist. Die gesamte Blutmenge nimmt ab; das Herz, das nicht mehr genug zu arbeiten hat, entwickelt sich schlechter, und es werden ebenso wie die Bewegungen des Herzens auch die Atembewegungen flacher und seltener. Die verringerte Tätigkeit des Herzens und der Lunge wirkt dann ihrerseits wieder schädigend auf die Körpermuskulatur ein, der Appetit verliert sich, und es leidet schließlich der ganze allgemeine Ernährungszustand des Kindes.

Glücklicherweise lehnt sich nun aber die Natur des Kindes selbst gegen den ihm angetanen Zwang auf, sobald es der Schulstube ledig ist. Das von der leitenden Aufsicht befreite Kind springt fröhlich und mutwillig, unter lautem Lärmen und Schreien nach Haus.

Nun wird das Kind älter. Die Stundenzahl nimmt zu; die geistige Anstrengung wird größer; es paßt nicht mehr für das Mädchen oder den Jungen, nach Hause zu laufen, sein gestittet muß der Weg von und nach der Schule zurückgelegt werden. Zu Hause müssen die Aufgaben für den nächsten Tag gemacht werden. Es kommen noch Musikstunden hinzu, für die fleißig geübt werden muß, und der Tag geht herum, ohne daß eine der geistigen Arbeit entsprechende körperliche Leistung ermöglicht worden wäre. So geht es Jahr für Jahr. Ist es da zu verwundern, wenn die körperliche Ausbildung des Kindes allmählich Schaden leidet? Ganz gewiß nicht! Und so entwickeln sich denn Bleichsucht und Blutarmut und im Anschluß an diese Leiden Verdauungsstörungen bei so vielen Schülern und Schülerinnen.

Aber diese Leiden wären noch in Kauf zu nehmen, weil sie verhältnismäßig leicht zu beheben sind. Viel schlimmer ist eine Reihe anderer Erkrankungen, weil sie einmal erworben, für das ganze Leben bestehen. Ich meine hier die Kurzsichtigkeit, die Verkrümmungen des Rückgrates und die Nervosität.

Durch vielfache Untersuchungen hervorragender Fachmänner ist festgestellt worden, daß in den höheren Klassen der Mittelschulen und der Gymnasien etwa 40 v. H. der Schüler kurzsichtig sind. Hinsichtlich des Geschlechts ergab sich, daß von Knaben doppelt so viel Prozent kurzsichtig waren als von Mädchen. So erhielt Hermann Cohn, indem er das Mittel aus den Durchschnittsverhältnissen aller Schulen zog, vom 1. Semester bis zum 14. Lebensjahre die ununterbrochen aufsteigende Reihe 0,4, 4,8, 8,6, 11,3, 24,1, 49,5, 63,6 v. H.

Als Ursachen dieser Zunahme der Kurzsichtigkeit haben sich lange anhaltendes Lesen und Schreiben bei matter Beleuchtung und kleiner Schrift, schlechte Schulbänke, zu starkes Borneigen des Kopfes und Kumpfes bei der Arbeit, zu enge Kleider, namentlich zu enge Kragen erwiesen.

Es entwickeln sich aber bei den Schülern nicht nur Kurzsichtigkeit, sondern auch Schwäche der Augenmuskeln, leichte Ermüdbarkeit und andere Augenstörungen.

Daß die besonderen Schuleinrichtungen hierbei eine Rolle spielen, zeigen neuere Untersuchungen von Kirchner, die in zwei in bezug auf ihre hygienisch-optischen Verhältnisse verschieden einzuschätzenden Berliner Gymnasien erhoben worden sind.

Nächst der Kurzsichtigkeit sind es die Rückgratverkrümmungen, die mit allen ihren Folgezuständen von Seiten der Lunge, des Herzens, der Leber und des Magens eine erschreckende Häufigkeit, namentlich in den höheren Klassen der Mädchenschulen aufweisen. Statistische Ermittlungen haben ergeben, daß von 100 solcher Mädchen 70 eine schlechte Haltung haben, während bei etwa 30 v. H. schwere Verkrümmungen der Wirbelsäule vorliegen.

Die Ursache dieser schlechten Haltungen und Verkrümmungen ist zumeist schlechtes und anhaltendes Sitzen, namentlich beim Schreiben auf schlechten Schulbänken, sehr häufig noch dazu in zu engen, unzureichend angepassten Korsetten.

Als dritte der mehr und mehr um sich greifenden Erkrankungen wurde die Nervosität der Schuljugend genannt.

Die Nervosität zeigt sich in verschiedener Weise. Namentlich sind Schlaflosigkeit, Unruhe und Reizbarkeit, Abnahme der geistigen Leistungsfähigkeit, anhaltende Kopfschmerzen und Nasenbluten zu nennen. In den untersten Klassen kommen diese Erscheinungen nur dann und wann einmal vor, in den oberen Klassen mehren sie sich dagegen außerordentlich, so daß sie schließlich nach Untersuchungen gewissenhafter Ärzte etwa bei der Hälfte aller Schüler gefunden werden. Kotelmann fand, daß von 515 Schülern des Johanneums in Hamburg im Alter von 9 bis 11 Jahren 17,02 v. H. an Kopfschmerzen litten, daß dann mit den aufsteigenden Stufen der Kopfschmerz ununterbrochen zunahm und im Alter von 18 bis 20 Jahren ein Satz von 50 v. H. erreicht wurde. Daß die genannten Klagen der Schüler dabei nicht etwa übertrieben sind, läßt sich sehr leicht nachweisen. Ich will hier nur hervorheben, daß bei solchen Schülern vielfach gesteigerte Messere wahrgenommen werden, daß die Störungen im Empfindungsvermögen der Haut zeigen, daß sie beim Stehen mit geschlossenen Füßen ihre Augenlider nicht geschlossen zu halten vermögen. Ein englischer Arzt Francis Varren hat eine ganze Reihe derartiger, von ihm sogenannter „Nervenzeichen“ aufgestellt, die es gestatten, die beginnende Nervosität des Kindes schon verhältnismäßig frühzeitig zu erkennen.

Die Frage nach den Ursachen der Nervosität der Schuljugend hängt innig zusammen mit der sogenannten Überbürdungsfrage. Es ist über diese Überbürdungsfrage in den letzten Jahren außerordentlich viel geschrieben und geredet worden, und es haben sowohl die Ärzte, wenn ich so sagen darf, von ihrem Standpunkte als Ankläger und die Pädagogen von ihrem Standpunkte als Verteidiger ihres Schulsystems über das Ziel hinausgeschossen. Zur Zeit haben sich die Ansichten geklärt, und es läßt sich darüber vom Standpunkte des objektiven Arztes etwa folgendes sagen:

Es ist eine bekannte Tatsache, daß bei allen übermäßigen physischen Anstrengungen der vorausgegangenen Erregung eine Ermüdung, eine Erschlaffung der Kräfte und schließlich eine funktionelle Störung in den betreffenden Organen folgt. So entsteht auch bei der geistigen Arbeit zunächst eine größere Erregung der Gehirnzellen. Steigert sich die geistige Tätigkeit übermäßig, so findet hier das Gleiche statt wie bei allen anderen Organen, d. h. die Ernährung der Gehirnzellen leidet Not, und es machen sich nun infolgedessen, daß von den Gehir-

zellen aus eine Rückwirkung auf den gesamten Organismus statthab, die vorher genannten Störungen geltend.

Namentlich wirkt das stetige Einelei der geistigen Arbeit schadenbringend. Das Gehirn könnte schon die gleiche Arbeit leisten, ohne Schaden zu leiden, wenn ihm nur nicht eine dauernde Arbeit zugemutet würde, wenn sich vielmehr Arbeit und Erholung in gleichmäßiger Weise abwechseln würden.

Daß es nun bei so vielen Schülern schließlich zu einer Schädigung des Nervensystems kommt, ist wesentlich in der einseitigen Inanspruchnahme der Gehirntätigkeit begründet. Es spielt aber auch eine Reihe anderer Einflüsse mit. Eine Reihe von Kindern bringt schon eine angeborene Disposition zur Nervosität mit in die Schule. Bei diesen Kindern haben sich also die bei den Eltern vorhandenen nervösen Störungen auf den Nachwuchs vererbt. Eine andere Reihe von Kindern leidet dadurch Schaden, daß sie zu früh in die Schule geschickt wird, zu einer Zeit, in der ihr Körper noch keineswegs den Anstrengungen gewachsen ist, die der Schulbesuch nun einmal notwendig mit sich bringt.

Wieder eine andere Reihe von Schülern vermag den Unterrichtsstoff, der ihnen in den höheren Klassen geboten wird, nicht ohne Schaden für das Gehirn zu bewältigen. Es sollen nicht nur die alten und neueren Sprachen sowie die Muttersprache erlernt werden, es sollen auch in der Mathematik, in den Naturwissenschaften, in Geographie und Geschichte gründliche Kenntnisse erworben werden. Nun kommt aber noch ein anderes Übel hinzu. Alle die genannten Fächer können unmöglich von einem Lehrer allein gegeben werden, es müßten also Nebenlehrer aufgestellt werden. Das führte zur Ausbildung des Fachlehrersystems. Jeder Fachlehrer sucht natürlich sein Fach in den Vordergrund zu stellen und das Bestmögliche hierin zu erreichen. In der ihm in den Schulstunden zur Verfügung stehenden Zeit ist ihm dies aber nicht möglich, und daher greift er zu dem bequemsten Mittel der Hausaufgaben.

So ist es gekommen, daß die Vollenkung der häuslichen Arbeiten in den höheren Klassen oft vier, fünf, ja sechs Stunden Zeit erfordert. Der Schüler strengt aber dabei nicht nur sein Gehirn unnötig an, er verkürzt sich auch vielfach seine Schlafzeit und begibt sich so des besten Mittels zum Schöpfen neuer Kraft für neue Arbeit.

Kinder bis zu zwölf Jahren sollten mindestens zehn bis zwölf Stunden schlafen. Jünglinge und Mädchen bis zu achtzehn Jahren mindestens neun bis zehn Stunden. Ermittelt man aber die wirkliche Schlafzeit der älteren Schüler, so kommen ganz andere Zahlen heraus. Auf einzelnen Gymnasien haben sich Schüler gefunden, die sich mit einer Schlafzeit von sechs Stunden begnügen müssen, und als Gesamtmittel der Schlafzeit aller im 17. bis 20. Jahre stehenden jungen Männer haben sich nur sieben Stunden ergeben. Die gesamte Zeit des Tages wird dabei meistens nur in sitzender Haltung zugebracht; als körperliche Übung aber kommen nur der Weg zur Schule und der Heimweg in Betracht.

Da ist es kein Wunder, wenn sich allmählich die geistige Übermüdung des Individuums einstellt.

Zu den Vorkehrungen, welche die Schulhygiene gegen die Überbürdung zu treffen hat, gehört die Festlegung der Lehrpläne unter Ermäßigung der Lehrziele und Verminderung der immer mehr anwachsenden Stoffmassen. Schon jetzt gehen alle Bemühungen dahin, die Hauptarbeit in die Schule zu verlegen und die Verlegung fast des gesamten wissenschaftlichen Unterrichtes auf den Vormittag zu ermöglichen.

Ich habe bisher stets das Wort Schulkrankheiten gebraucht. Es wäre aber völlig verfehlt, wenn man alle die körperlichen Störungen nur der Schule allein in die Schuhe schieben wollte. Einen ganz beträchtlichen Anteil an deren weiterer Ausbreitung tragen sicher auch die häuslichen Verhältnisse der Schüler.

Ich kann hier auf alle diese Verhältnisse nicht eingehen und muß mich darauf beschränken, nur einiges hervorzuheben. So sind ungesund Wohnen, ungenügende Ernährung, psy-

chische Einflüsse in der Familie, Überlastung des Kindes durch Privatstunden in der Musik, im Zeichnen, in Sprachen, vorzeitige Teilnahme an gesellschaftlichen Vergnügungen, frühzeitiger Gebrauch aufregender Genußmittel wie Alkohol und Tabak, beim weiblichen Geschlecht dazu noch das Einschnüren in enge Korsette Momente, die sicher geeignet sind, die Widerstandsfähigkeit des jugendlichen Organismus zu untergraben. In den Kreisen der minderbegüterten Familien wirkt vorzugsweise die Heranziehung der Kinder zu Erwerbsarbeiten benachteiligend ein. Es kann auf das umfassende Gebiet dieser neuerdings die Gesetzgebung sehr ernst beschäftigenden Materie hier nicht näher eingegangen werden. Ich will nur erwähnen, daß nach den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten im Deutschen Reiche 130 258 Knaben und 84 669 Mädchen zu Erwerbsarbeit herangezogen worden sind, Zahlen, die bei der Neigung der arbeitenden Bevölkerung, den Erhebungen auszuweichen, sicher noch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben. Erwägt man, daß die Erwerbsarbeit bei vielen Kindern schon sehr früh anfängt, so daß die Kinder gegen 3 oder 4 Uhr morgens das Bett verlassen und bis nach 9 Uhr abends tätig sein müssen, so kann man wohl den Schaden ermessen, der hieraus erwächst.

Weiterhin muß hervorgehoben werden, daß die Eltern vielfach nicht für Ordnung und Regelmäßigkeit in der Ausführung der häuslichen Arbeiten sorgen. Das Kind, das in der Schule eine zweckmäßige Schulbank hat, muß zu Hause an einem ganz ungeeigneten Tisch und bei schlechter Beleuchtung arbeiten. Die Arbeiten selbst werden dabei namentlich von den älteren Schülern gern erst nach dem Abendessen besorgt, während die allein passende Zeit vor dem Abendessen zum Herumbummeln in der Stadt verwendet wird.

Betonen will ich weiter, daß die Schüler nach dem Überstehen einer schweren Krankheit geschont werden sollen, denn hierbei wird oft ganz unglaublich gesündigt. Statt daß man den Konvaleszenten die nötige Erholung gönnt, wird gerade er zur angestrengtesten Geistesarbeit gezwungen, damit er ja das Versäumte nachhole und nicht etwa sitzen bleibe. Ein solches Verhalten ist völlig verkehrt und wird sich stets an dem armen Kinde rächen.

In dem eben Gesagten ist der Versuch gemacht, einen Überblick zu geben über die Entwicklung der sogenannten Schulkrankheiten. Ich habe dabei in erster Linie zeigen wollen, daß die Störungen der Gesundheit, wie sie sich bei so vielen Schülern entwickeln, darauf beruhen, daß bei der heute üblichen Art der Erziehung unserer Jugend die geistige Ausbildung zu sehr in den Vordergrund gestellt, daß dagegen ihre körperliche Erziehung als Nebenfache behandelt wird. Und doch sollte gerade das Umgekehrte der Fall sein, denn nur in einem gesunden Körper kann sich auch ein gesunder Geist entwickeln!

Die Störungen der Gesundheit, die sich bei dem Schüler oder der Schülerin während der Schulzeit entwickelt haben, bleiben ihnen gar oft für das ganze Leben hindurch anhaften, denn nur ein Teil der Geschädigten ist imstande, nach Beendigung der Lehrzeit einen Ausgleich herbeizuführen. In dieser Beziehung ist unsere männliche Jugend viel besser dran als die weibliche, denn der junge Mann erhält ja während seiner Militärdienstzeit reichlich Gelegenheit zur Entfaltung seiner Körperkräfte, und schon insofern ist die allgemeine Wehrpflicht ganz unschätzbar. Leider aber werden nur zu viele Schüler durch die Mängel der Schule so in ihrer Körperentwicklung gehemmt, daß sie für den Militärdienst untauglich befunden werden. Daß hier wirklich die Schule mit ihren gesteigerten Anforderungen die Schuld trifft, geht wohl unzweifelhaft daraus hervor, daß unter denjenigen Jünglingen, die die höheren Schulen besuchten, weit mehr zum Militärdienst untauglich befunden werden als unter jenen, die nur niedere Schulen besucht haben und dementprechend nicht in die Lage gekommen sind, infolge der geistigen Überbürdung, kurzfristig, engbrüstig und muskelschwach zu werden. So wurden zum Beispiel nach den Angaben des preussischen Unter-

richtsministeriums unter den Jünglingen, die sich von 1871 bis 1881 zum Einjährig-Freiwilligen Dienst stellten, 54 v. H. untauglich befunden, während von den gleichzeitig sich stellenden Dreijährigen nur etwas über 30 v. H. untauglich waren.

Viel schlechter bezüglich eines Ausgleiches der in den Schuljahren erlittenen Schädigungen als das männliche ist das weibliche Geschlecht gestellt. Denn bei den heranwachsenden Mädchen bringt das spätere Leben zumeist nur eine Fortsetzung der in der Schulzeit bestehenden Tätigkeiten. Handarbeiten, Sprachstunden und Musikunterricht füllen jetzt die Zeit aus, und die Erholung im Freien beschränkt sich zumeist auf einen mit wenig Anstrengung verbundenen Spaziergang. Da ist es wohl zu verstehen, daß die Bleichsucht an der Tagesordnung ist und die Nervosität so rasend um sich greift. Wie viele Frauen gibt es denn, die in der Vollkraft ihrer Jahre vollkommen gesund sind und den Pflichten der Mutter nach jeder Richtung hin vollkommen zu genügen vermögen? Verschwindend wenige! Und doch ist eine gute körperliche Entwicklung, feststeste Gesundheit ein unbedingtes Erfordernis gerade auch für die Frau, will sie in den Wettbewerb treten mit den Männern, in den

von diesen bisher vorzugsweise beanspruchten Berufsarten. Daß es den Frauen in vielen Fällen nicht an der geistigen Begabung fehlt, ist sicher; ebenso sicher aber ist, daß zurzeit nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der Frauen körperlich instande ist, allen Ansprüchen dieser Berufsarten gerecht zu werden. Gemiß liegt dieser Mangel an Widerstandsfähigkeit, der sich ganz besonders deutlich in einer Schwäche des Nervensystems zu erkennen gibt, nicht allein in der weiblichen Organisation begründet; es liegt sicher zum großen Teile mit daran, daß der Organismus von Jugend auf in unnatürlicher Weise geschädigt wurde.

Männern und Frauen tut es also not, ihre körperliche Entwicklung nicht zu vernachlässigen. Der Beginn körperlicher Übungen darf aber nicht etwa nach Beendigung der Schulzeit statthaben, es muß vielmehr mit dem Eintritt in die Schule, mit dem Beginne der geistigen Entwicklung auch die körperliche Entwicklung in vernünftiger Weise gepflegt werden.

Ein folgender Artikel soll über die geeigneten Mittel sprechen, mit denen wir eine harmonische Ausbildung des Geistes und des Körpers innerhalb und außerhalb der Schule erreichen können.



## Der verlassene Hof.

Draußen im stillen Land,  
Am weiten Ufer der Heide,  
Blüht zwischen Sumpf und Sand  
Eine silbrige Weide.  
Die steht unter altem Zaubergebot,  
Daß ihre Zweige sich breiten,  
Und der Hof daneben ist doch schon tot  
Seit langen Zeiten.

Der Bauer zog hinaus,  
Reichtum in Truben und Taschen,  
Den Segensspruch am Haus  
Haben die Wetter verwaschen.  
Das alte Dach der Väter sank hin  
Wie der alte Stolz der Bauern,  
Nur das Eichengebälk über dem Kamin  
Trotzt in den Mauern.

Und nur die Weide flagt  
Am den toten Hof im Winde,  
Das klingt so trostverzagt  
Wie das Schluchzen von einem Kinde,  
Und immer noch, mußt' ich vorübergehn,  
Ist es durchs Herz mir gefahren,  
Als wär' mir da selber ein Leid geschehn  
Vor langen Jahren.

Gertrud Frein le Fort.

Originalzeichnung von R. Püttner.

# Blätter und Blüten

**General von Trotha.** Durch die Nebel des Wintermorgens lief Mitte Dezember v. J. der Reichspostdampfer „Prinzregent“ unter den Klängen einer Regimentskapelle am Peterjensstaden in Hamburg ein. Er trug den General von Trotha und viele andere heimkehrende Offiziere der Schutztruppe, darunter die Majore von Kampf und von Uthmann, den Grafen Zech — Bruder des Gouverneurs von Togo — Leutnant von Gohler, den von der Malaria wiedergeborenen Sohn des früheren Kriegsministers, usw. Nahezu 1 1/2 Jahre hat General von Trotha den Oberbefehl über die kämpfende Schutztruppe gehabt, unter Schwierigkeiten, von denen man sich in der Heimat keinen Begriff macht, und er hat erreicht, was unter den vorwaltenden Umständen irgend zu erreichen war. Der Empfang vollzog sich in schlichter und doch feiergreifender Weise. Der kommandierende General des neunten Armeekorps von Bod und Polach sprach in warmen, zündenden

der Keramik mit weniger vergänglichem farbigen Ornament zu versehen. Fayencereife kommen bereits in Funden vor, die aus vorgeschichtlicher Zeit stammen; aber nicht nur bei Krügen, Töpfen und Schalen wurde die Glasur verwendet; bei den alten Kulturvölkern des Orients tauchten bald glasierte Ziegel auf, die zum Schmuck der Bauten dienten, und aus denen später mojarartig große Wandgemälde zusammengesetzt wurden. Solche Kunstwerke schmückten die Tempel und Paläste in Babylonien und Assyrien, und wir finden ihre Reste auch in alt-ägyptischen Ruinen. Hier wurden mit Vorliebe blaue und grüne Farben verwendet, die an die damals hochgeschätzten Edelfeine Lapislazuli und Malachit erinnerten. In Ägypten brachte man die glasierten Reliefs nicht unmittelbar auf Ziegeln an, sondern bedeckte die Ziegel mit einer Stuckschicht, in die die einzelnen Fayencereife eingelegt wurden. Die Ägyptische Abteilung der königlichen Museen in Berlin hat neuer-



Die Ankunft des Generals von Trotha in Hamburg.

Worten von den Leistungen des Generals von Trotha, der dem alten Ruhmeskranz der Armee neue Blätter eingefügt habe; dann überreichte Oberst Ohnberg im Auftrag des Kaisers ihm die höchste Kriegsauszeichnung: den Orden pour le mérite. In seinem Dank betonte von Trotha, daß nie ein mörderischer Krieg mit mehr Mäßigung geführt worden sei — ein Wort aus solchem Munde wird seine aufklärende und beruhigende Wirkung nicht verfehlen. Bekanntlich hat es im Reichstag nicht an scharfen Angriffen gegen die Kriegführung Trothas gefehlt, und es sind auch Versuche gemacht worden, die stillen Heldentaten zu verkleinern, die auf dem afrikanischen Boden geschehen sind. Besonders erfreulich berührte es deshalb die zahlreich zum Empfang erschienenen Offiziere, als General von Trotha von der auch in diesem Feldzug bewiesenen Disziplin und dem Mannesmut unserer Soldaten sprach, die über jedes Lob erhaben seien.

**Altägyptisches Fayencereifest.** (Zu dem Bilde S. 27.) Kraft ist die Töpferkunst; sie beginnt mit den Anfängen des Menschengeschlechts, und in vorgehichtliche Zeiten fällt schon die Erfindung der Glasur. Durch diese Schutzdecke wurde der Wert des anfangs porösen irdenen Geschirrs bedeutend gehoben; erst dadurch wurde es zum Gefäß, das sich zum Aufbewahren der Flüssigkeiten vorzüglich eignete. Zugleich fand aber die Kunst in der Glasur ein Mittel, die Erzeugnisse

dinge einige solcher Darstellungen erworben, von denen wir eine im Bilde wiedergeben. Sie stammen aus Theben und dürften um das zwölfte Jahrhundert v. Chr. entstanden sein. Die dargestellte Figur trägt einen Strid um den Hals, und auch ihre Hände sind gefesselt. Es handelt sich hier also um die Darstellung eines Gefangenen, um ein Einzelstück aus einer großen Wanddekoration, die einen der Pharaonen als siegreichen Herrscher verherrlichte. Die Figur gibt einen Neger wieder.

**Paul Oskar Höcker.** Unsere Leser haben in der heutigen Nummer das erste Kapitel eines neuen Romans, „Paradiesvogel“ betitelt, vor sich, und das glänzend geschriebene, schon auf den ersten Seiten spannende und wirkungsvolle Werk lenkt ihre Aufmerksamkeit auf den Autor, erweckt in ihnen den Wunsch, dem Mann, dessen Kunst ihnen so Vielversprechendes bietet, auch menschlich ein wenig nahezutreten. Wir kommen diesem berechtigten Verlangen gern entgegen, indem wir das Bild des Dichters und einige Notizen über sein Leben und Schaffen bieten. Paul Oskar Höcker, der heute in der Reihe unserer ersten Romanchriftsteller steht und eine von Jahr zu Jahr wachsende Verehrung und Bewunderung genießt, wurde am 7. Dezember 1865 zu Weinigen als Kind einer alten Schauspieler- und Literatenfamilie geboren und widmete sich nach Ablauf der Schulzeit der Musik. Aber

Schon während seines Studiums und seiner Einjährigzeit trieb es ihn, Romane und Novellen zu schreiben, und der Erfolg, den schon die ersten Arbeiten bei Publikum und Kritik hatten, bestimmte ihn dazu, den Kapellmeister an den Nagel zu hängen und sich fortan ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er hat diesen Schritt nie zu bereuen gehabt, und das Lesepublikum kann sich für den Entschluß bedanken, denn



Paul Oskar Höcker.

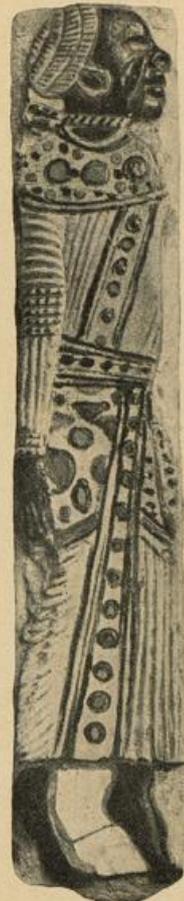
Paul Oskar Höcker hat ihm eine Reihe von Büchern geschrieben, die zu dem Besten gehören, was die Romanliteratur hervorgebracht hat. In einem Fleiß, in strenger Selbstkritik ist er sich selbst der beste Zuchtmeister gewesen. Es sind eine aufsergewöhnlichen Stoffe, die Paul Oskar Höcker wählt, aber er weiß auch das Einfachste, Alltägliche zu einem Kunstwerk zu gestalten, damit der wundervollen Gaben, die ihm die Natur verliehen. Sein sonniger Humor, seine scharfe Charakteristik, sein fein pointierter Dialog machen die Lektüre seiner Bücher zu einem wahren Genuß. Es ist das Menschliche: Leben und Schicksal, das Paul Oskar Höcker vor allem interessiert — alles Landschaftliche, so prächtig es gezeichnet ist, dient doch nur als Staffage für die Gestalten, die er so packend, so lebensvoll vor uns hinstellt; und wiederum sind es die Frauen, die ihm mehr zum Studium, zur Gestaltung loden als das starke Geschlecht. Wen und was er aber auch schildern mag — zu fesseln, zu interessieren weiß er immer und weiß die Spannung festzuhalten, ja, sie zu steigern bis zum Schluß. Es gibt keine Längen, keine „toten Kapitel“ in seinen Romanen. Daß Paul Oskar Höcker auch als Vortragskünstler und als dramatischer Schriftsteller Vorbeeren errungen hat, ist unseren Lesern bekannt; sein letztes Schauspiel „Die Wappenhähne“ ist ja mit starrem Erfolg über viele große Bühnen gegangen. Genuß lernen sie auch den einen oder anderen seiner letzten Romane „Väterchen“, „Weiße Seele“, „Frühlingsstürme“, „Es bläsen die Trompeten“ u. a. m. Daß der „Paradiesvogel“ bis jetzt Höckers Meisterwerk ist, ein Roman von ganz ungewöhnlicher Kraft und Schönheit, dürfen wir wohl verraten. Der Autor hat es verstanden, dies Stück Leben aus der großen Welt mit einem Zauber düstiger Poesie, ergreifender Resignation und jauchzenden Jugendglanzes zu umkleiden, der seinen Eindruck nicht verfehlen wird.

**Die Giftklauen der Kettenviper.**

(Zu dem nebenstehenden Bilde.) In dem an Giftschlangen so reichen Indien lebt auch eine Verwandte unserer Kreuzotter, die Kettenviper. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich von Siam bis Ceylon und nordwärts bis in den Himalaja. Sie erreicht eine Länge von 1 1/2 bis 1 3/4 Meter. Ihre Zeichnung ist schön; auf hellbraunen Grunde trägt sie drei Längsreihen von dunklen, hellgeränderten Ringflecken. Von träger Lebensart, greift sie den Menschen un-

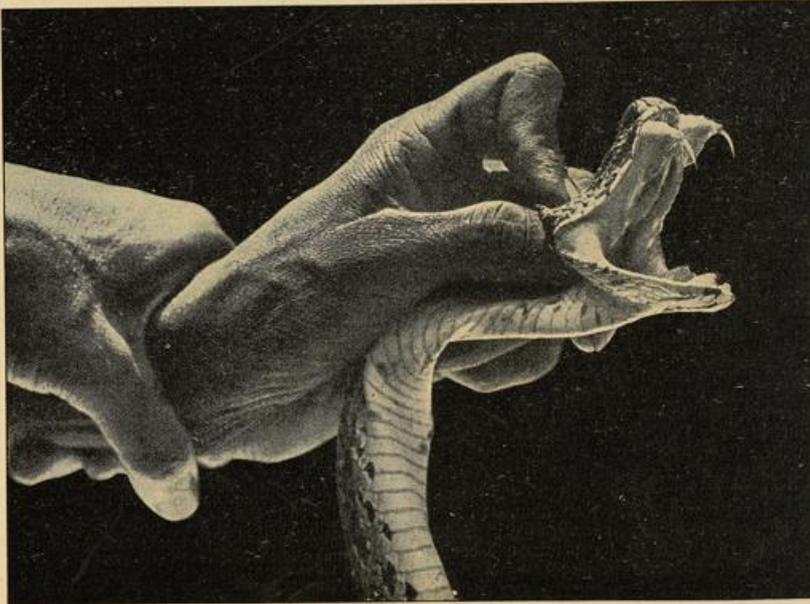
gereizt nicht an, weicht aber nicht gern vom Plage und wehrt sich unter starkem Zischen. Unsere Abbildung zeigt den geöffneten Kachen einer Kettenviper, die von einem Nuli am Halbe gehalten wird. Sehr deutlich treten dabei die mächtigen Giftklauen zum Vorschein. Der Oberliefer dieser Schlangen ist beweglich, so daß er beliebig vor- und zurückgehoben werden kann. Dadurch werden die Giftklauen beim Öffnen des Kachens aufgerichtet und beim Schließen niedergelegt. Im letzteren Falle liegen sie an den Kiefer angebrückt in den häutigen Taschen, die auf unserem Bilde deutlich zu sehen sind. Diese Beweglichkeit der Klauen erhöht die Gewalt des Bisses und fördert das Einimpfen des Giftes, das aus den Giftdrüsen durch den Zahnanal in die Wunde hineingepreßt wird. Die Giftklauen der Viper brechen sehr leicht ab und bleiben mitunter in der Wunde des gebissenen Opfers stecken. Der Verlust wird aber bald verchmerzt, da diese Schlangen mit Ersatzklauen versehen sind, die rasch nachwachsen. Auf unserem Bilde sieht man sie nicht, da sie noch klein und in der Hauttasche hinter den ausgebildeten Giftklauen verborgen sind. Minuter wachsen sie neben den vorhandenen Klauen hervor, und dann findet man, wenn auch sehr selten, Vipern, die nicht zwei, sondern vier Giftklauen haben. Von den Indiern wird die Kettenviper Daboa genannt; sie ist ein Dämmerungstier und jagt kleine Wirbeltiere, die ihr als Nahrung dienen.

**Anpflanzen von Reis in Japan.** (Zu dem Bilde S. 28.) Einer der wichtigsten Ernährungsmittel der Menschheit ist der Reis, bedeutsam vor allem darum, weil er als Sumpfpflanze Ausnutzung weiter Landstriche gestattet, die für die Pflege anderer Kulturpflanzen sich nicht eignen würden. Ostindien ist wohl seine Heimat, und schon vor vielen Jahrtausenden drang seine Kultur nach China und Japan vor, während sie in Babylonien erst einhundert Jahre v. Chr. und in Europa viel später durch die Araber eingeführt wurde. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam der Reis nach Amerika, und zwar nach Karolina, wo jetzt der beste Reis gebaut wird. Dort ist die Kultur bedeutend entwickelt worden; Dampfplüge bearbeiten die Reisfelder, und durch Maschinen wird die Aussaat besorgt. In China und Japan hält man noch in dieser Hinsicht am Alten fest und benutzt ein umständlicheres Gimm der Regenzeit richtet sich der Reisbauer



Altägyptisches Fayencereief.

ein Saatbeet her, das mit einem zwei Fuß hohen Erddamm umgeben wird. Durch Zuführung von Wasser wird das Beet in einen Sumpf verwandelt. Nach einigen Tagen läßt man das Wasser ab und sät nun die Reiskörner breitwürfig in den Schlamm. Sobald die Pflanzen erscheinen, wird dem Beet von neuem Wasser zugeführt, aber nur in der Menge, daß die Spitzen der Pflanzen aus dem Wasser hervorragen. Inzwischen richtet man durch Hacken und Überfluten das Reisfeld her. Nach vierzig Tagen sind die Sämlinge so weit gediehen, daß sie verpflanzt werden können. Die Pflänzchen, an deren Wurzeln noch etwas Erde anhaft-



Giftklauen der Kettenviper.





## Puppenball.

Gemälde von L. A. Tessier.

